Facetten der Krisenproteste

Ausgabe Nr. 19, 03. Juli 2012

© Jörg Möller

Inspiriert durch den „Arabischen Frühling“ gingen im letzten Jahr weltweit Menschen auf die Straßen, um gegen neoliberale Wirtschaftspolitik und für „Demokratie“ zu protestieren. So bildete sich in Spanien eine Bewegung der „Indignados“ (Empörten), die sich auf zentralen Plätzen, insbesondere in Madrid auf der Puerta del Sol, versammelten. In Portugal war bereits seit März letzten Jahres eine ähnliche Entwicklung zu erkennen. Die Wohnungsmarkt-Problematik war in Israel der Auslöser für Proteste und auch im Iran gingen im Februar 2011 erneut Aktivist_innen gegen die Regierung auf die Straße. Derweil formierten sich in Griechenland wieder große Protestzüge. Insbesondere die sich von New York aus verbreitende „Occupy-Bewegung“ erhielt auch von konservativer und bürgerlicher Seite viel Zustimmung. Ganz anders die Riots in England in Folge der Erschießung von Mark Duggan durch Polizeibeamte im August 2011. In dieser Ausgabe wollen wir insbesondere diese beiden Ausdrucksformen des Krisenprotests – Occupy und Riots – in den Blick nehmen. Während das eine als friedlicher Protest von oft hochqualifizierten Akademiker_innen von Medien und Politik tendenziell als legitim eingestuft wird, wurden die Aufstände in englischen Städten für kriminell und ziellos befunden und damit entpolitisiert.

Bevor sich allerdings Occupy und den Riots im Speziellen gewidmet wird, soll mit Hilfe des Sammelbands „Krisen Proteste“ ein Überblick über momentane

weltweite Bewegungen geliefert werden. Jens Zimmermann lobt in seiner Rezension Globale Krisen und globaler Widerstand das Buch als eines, das aktuell den besten Überblick über Proteste in Zeiten politischer und ökonomischer Krisen gebe. Anschließend widmen sich zwei Rezensent_innen den Werken von David Graeber, der in den letzten Monaten als eine Art Vordenker der Occupy-Bewegung verstärkt im Fokus der öffentlichen Aufmerksamkeit stand. Sara Madjlessi-Roudi kritisiert Teile der Argumentation des Anthropologen und Anarchisten anhand der Aufsatzsammlung „Kampf dem Kamikaze-Kapitalismus“ als verkürzt und zu abstrakt, auch wenn dem optimistischen Blick Graebers auf die „Errungenschaften der Linken“ etwas Positives abzugewinnen sein könnte. Torsten Bewernitz zeichnet in seiner Rezension Occupy Insights ein ähnliches Bild, auch wenn er den Einsatz Graebers weitaus wohlwollender als beachtenswert und respektabel bewertet: Man müsse nicht mit allem einverstanden sein, dennoch habe Graeber den Anarchismus wieder sagbar gemacht. Mit Diskussionen rund um Krise und Occupy, die sich in Österreich ergeben haben, befasst sich Sebastian Kalicha in seiner Rezension Die Wut des Hamsters, in der er ein von dem Kabarettisten Roland Düringer und den beiden Philosophen Eugen Maria Schulak und Rahim Taghizadegan gemeinsam verfasstes Buch zwar als inhaltlich wenig in die Tiefe gehend kritisiert, aber dennoch aus linker Perspektive als sinnvoll lobt. Schließlich wird sich in zwei Rezensionen den Riots in England zugewandt. Zunächst hebt Steffen Liebig das Buch von Moritz Altenried Aufstände, Rassismus und die Krise des Kapitalismus. England im Ausnahmezustand positiv hervor. Altenried habe einen durchaus provokanten und lesenswerten Text vorgelegt, der den populären und entpolitisierenden Deutungen in weiten Teilen von Medien und Politik ein anderes Bild entgegen setze. Ein ebenfalls differenziertes Bild der Proteste zeichnet laut Peps Perdu das Buch Wenn die Toten erwachen, das die Rezensentin zwar mit vielen Fragezeichen, aber auch mit neuen Inspirationen zurücklasse.

Den Anstoß für die weiteren aktuellen Rezensionen macht mit Blick auf das aktuelle Fußballereignis Selma Haupt mit der Rezension Es geht nicht um Fußball zum aktuellen Buch von Dagmar Schediwy, die sich dem Phänomen Fußballpatriotismus aus sozialpsychologischer Perspektive nähert. Anschließend widmet sich Philippe Kellermann in Letzter Halt: Ökosozialismus dem Leben und Werk von André Gorz. Obwohl er dem rezensierten Buch durchaus zugesteht, die politischen Ideen Gorz' treffend

und pointiert wiederzugeben, kritisiert er doch die teilweise mitschwingende wenig differenzierte Begeisterung für Gorz und die daraus resultierende spezifische Lesart des Autors. Heinz-Jürgen Voß lobt im Anschluss Zülfukar Çetins Studie „Homophobie und Islamophobie: Intersektionale Diskriminierungen am Beispiel binationaler schwuler Paare in Berlin“ als wichtige Untersuchung, um Bewusstsein für Verschränkungen von Diskriminierungsformen zu schaffen. Mit Materie und Idee wirft Anja Gregor einen Blick in die ethnographische Betrachtung Julia Reuters zum Thema Geschlecht und Körper und lobt das Buch trotz erheblicher Kritikpunkte als besonders vielschichtig. Zuletzt rezensiert Philippe Kellermann das Buch Zwischen Klassenstaat und Selbstbefreiung, das sich mit dem Staatsverständnis bei Rosa Luxemburg beschäftigt.

Wer immer rechtzeitig über die neuesten Ausgaben von kritisch-lesen.de informiert werden möchte, kann sich in der Spalte rechts für unseren Newsletter eintragen.

Und jetzt viel Spaß beim kritischen Lesen!

Globale Krisen und globaler Widerstand

Peter Birke / Max Henninger (Hg.)
Krisen Proteste
Beiträge aus Sozial.Geschichte Online

Der aus der Redaktion von Sozial.Geschichte Online heraus entstandene Sammelband zeigt die Verbindungslinien zwischen den derzeitigen globalen Krisen und deren Proteste auf.

Rezensiert von Jens Zimmermann

Der Zusammenhang zwischen ökonomischer, politischer oder soziokultureller Krise und den Möglichkeiten revolutionärer Praxis ist ein Kernbestandteil linker Theoriebildung. Und auch gegenwärtig steht, angesichts der KriseN, die Frage an: Welche Potenziale haben die Proteste im Kontext aktueller gesellschaftlicher und ökonomischer Verwerfungen? Theoretisch lässt sich darüber trefflich streiten, dennoch beraubt sich emanzipatorische Theorie seiner Sprengkraft, wenn sie die konkreten politischen und sozialen Bedingungen von Kämpfen nur unter vermeintliche Gewissheiten subsumiert – sie bleibt somit stumpf.

KriseN des Kapitalismus

Einen anderen Ansatz verfolgt der Sammelband „Krisen Proteste“ von Peter Birke und Max Henninger, welcher viele der aktuell zahlreichen Proteste und Aufstände explizit in Bezug auf die sowohl politischen und ökonomischen Krisen der letzten Jahre reflektiert. Ein durchaus ambitioniertes Unterfangen. Zum einen deshalb, darauf weisen auch Birke und Henninger selbst hin, da erstmal ein Verständnis der aktuellen KriseN und seiner Prozesse hergestellt

werden muss. Darüber hinaus sind viele der im Sammelband aufgegriffenen Proteste (u.a. Occupy) noch in vollem Gange. Es besteht also die Gefahr, von der Gegenwart überholt zu werden. Doch, soviel sei schon vorher gesagt, diese Hürde nimmt der Sammelband mit Bravour, denn in den Beiträgen wird mehr verhandelt als das bloße Aneinanderreihen von Protestereignissen.

Die insgesamt elf Aufsätze sind detailreiche Fallstudien, die unterschiedliche Krisenkontexte sowie -folgen (u.a. Austeritätspolitik, Krise der Repräsentation, Ernährungskrise, neoliberale Stadtpolitik) beschreiben und neben der Fokussierung auf die Protestbewegungen in Westeuropa, Nordamerika und Nordafrika auch die Ernährungskrisen im afrikanischen Raum sowie die Arbeiter_innenaufstände in China beleuchten. An dieser geographischen Breite lässt sich auch ein zentraler Befund der Lektüre von „Krisen Proteste“ aufzeigen. Trotz zeitlicher und räumlicher Ungleichzeitigkeiten sind die Proteste in ihrer symbolischen Artikulation transnational. In den Protestcamps rund um den Globus fand die eigene politische Praxis unter Verweise auf weitere Protestbewegungen und -kontexte (u.a. Tunesien, Ägypten) statt, mit denen sich die Aktivist_innen selbst solidarisierten und sich somit in einen Zusammenhang stellten, der über den nationalen Rahmen weit hinausging. Andy Durgan und Joel Sans schreiben in ihrem Beitrag zur spanischen Bewegung 15. Mai (15-M):

> *„Die Ereignisse jenseits der Grenzen waren in den Camps sehr präsent. In Madrid wehte die ägyptische Fahne über dem besetzten Platz, während die Placa Catalunya in Barcelona in drei Gebiete aufgeteilt wurde: ‚Island‘, ‚Palästina‘ und ‚Tahrir‘. Bei allen Protesten waren griechische Fahnen zu sehen.“ (S. 139)*

Auf der symbolischen Ebene drückt sich, trotz der teilweise diffusen Forderungen und Thematiken, die in den Protesten artikuliert wurden, in den selbst gewählten Bezügen der Aktivist_innen eine Krisenwahrnehmung aus, deren ökonomische und politische Grundlage Max Henninger und Peter Birke in ihrem lesenswerten Eingangsbeitrag historisch rekonstruieren. Die gegenwärtige Krise ist kein geschichtsloses Phänomen, sondern muss in die politisch-ökonomische Entwicklung der letzten vierzig Jahre eingeordnet werden (S. 12).

Der historische Einstiegspunkt in die aktuelle „Krisengeschichte“ sind die beginnenden 1970er Jahre, in denen sich Währungs-, Energie- und Ernährungskrise zu einem dynamischen Bündel verdichteten. Die Konsequenzen zeigten sich für den globalen Norden und Süden jeweils unterschiedlich. Während in den Ländern des globalen Nordens mittels der Ausweitung des Niedriglohnsektors und der zunehmenden Flexibilisierung und Prekarisierung von Arbeitsverhältnissen eine massive Umstrukturierung der Arbeitsmärkte vorgenommen wurde, formierte die zunehmende Urbanisierung im globalen Süden ein informelles Proletariat (S. 20), was, so lässt sich folgern, die Grundlage für die massive Ausbeutung durch den globalen Norden war und immer noch ist. Diese Verarmungsprozesse wurden letztlich durch die Austeritäts- und Liberalisierungsprogramme des *Internationalen Währungsfonds* (IWF) und der Weltbank forciert (S. 26). Durch die historische Genese der aktuellen Krise und ihrer Phänomene schaffen es Birke/Henninger, ohne mechanistisch zu argumentieren, die ökonomische und politische Krise als Teil der kapitalistischen Produktionsweise zu begreifen, die eben auch immer krisenhaft ist.

Von Wirtschafts- zu Staatskrisen

Eine „Kritik durch Darstellung“ leistet auch der Beitrag von Karl Heinz Roth, in dem er die politischen und ökonomischen Prozesse beschreibt, die in der griechischen Staatskrise mündeten. Interessant ist dabei, dass Griechenland trotz der Nichterfüllung der Maastricht-Kriterien in die Euro-Zone aufgenommen wurde (S. 81). (Die Maastricht-Kriterien, oder auch „EU-Konvergenzkritierien“, sind Indikatoren, anhand derer bewertet werden soll, ob ein Land in die EU aufgenommen werden kann. Dabei handelt es sich unter anderem um Preisstabilität, Niedriger staatlicher Schuldenstand, eine staatliche Neuverschuldung unter 3 Prozent sowie stabile Zinssätze.)

Roth führt zum einen an, dass geostrategische Überlegungen eine Rolle bei der Aufnahme in die Euro-Zone gespielt haben könnten, da Griechenland zu diesem Zeitpunkt die „östliche Flanke“ zu den Balkanländern bildete. Auf der anderen Seite war Griechenland ein neuer Markt für Infrastrukturprojekte und Rüstungsexporte, an denen sich im großen Stil auch deutsche Firmen beteiligten. Und so gehörten dann auch die europäischen Großkonzerne aus der Bau- und Rüstungsbranche sowie dem Finanzsektor zu den Profiteuren

des Beitritts. Mit diesen gut vernetzt, konnten auf griechischer Seite das „Reederei- und Bankkapital“ (S. 83) sowie die politische Klasse (*PASOK* und *Nea Dimokratia*) ihren Teil des Profits einstreichen (S. 83f). Die geforderten Verwertungsmöglichkeiten der einzelnen Kapitalfraktionen konnten nur durch eine massive Staatsverschuldung realisiert werden, die letzten Endes in der aktuellen Krise mündete und politisch in einer „De-facto-Zwangsverwaltung“ (S. 88f) durch die „Troika“ resultierte. Die „Troika“ bilden Vertreter der Europäischen Zentralbank, der EU-Kommission und des IWF. Sie sollen die Umsetzung des Austeritätsprogramms in Griechenland überwachen und können die Auszahlung von Krediten an den griechischen Staat blockieren.

Durch diese Situation kam es in Griechenland zu einem historischen Bruch mit der *Metapolitevsi* (politisch-soziale Ordnung nach dem Ende der Diktatur 1974), die spätestens mit den Massendemonstrationen am 25. Mai 2011 durch die griechische Bevölkerung aufgekündigt wurde. Gregor Kritidis analysiert in seinem Beitrag diesen Prozess auf Seiten der politischen Klasse als Staatsreich durchaus treffend. Die Austeritäts-Maßnahmen der „Troika“ wurden an der griechischen Verfassung vorbei ratifiziert und sind somit illegal (S. 104f). Kritidis weist hier konkret auf eine verallgemeinerbare Tendenz eines zunehmend autoritären Kapitalismus hin: Zur Not werden Bedingungen der Kapitalverwertung auch gegen Verfassungen durchgedrückt und das auch ganz offen. Flankiert wird dies von steigender Polizeigewalt, wie Kritidis das am Beispiel der staatlichen Gewaltexzesse (u.a. Beschuss der Demonstrant_innen mit Reizgas und Blendgranaten, S. 124f) Mitte Juni 2011 zeigt.

Im Falle Griechenland kann paradigmatisch von einer umfassenden Staats- und Legitimationskrise gesprochen werden, wie sie auch in anderer Form und unterschiedlicher Intensität den Protesten von Occupy bis 15-M zugrunde liegt. In der Sichtbarkeit der aktuellen Krisenphänomene liegt vielleicht auch der Schlüssel zum Verständnis der Mobilisierung von Aktivist_innen, die zum ersten Mal politisiert und aktiviert wurden. In der griechischen Protestwelle Mai 2011 wurde mit der Ablehnung aller politischen Parteien und Gewerkschaften der Bruch mit dem kompletten politischen Establishment gefordert (S. 118): Die Aktivist_innen ließen sich nicht mehr repräsentieren. Ein ähnliches Politikverständnis zeigt sich im Interview von Max Henninger mit der New Yorker Occupy-Aktivistin Silvia Frederici:

> *„Es ging nicht nur darum, den Autoritäten entgegenzutreten, sondern auch darum, Momente kollektiver Erfahrung und kollektiver Reproduktion herzustellen, die einer anderen Logik als der des wettbewerbsorientierten neoliberalen Kapitalismus folgen.“ (S. 158)*

Bei der Lektüre der Beiträge ist dies das immer wiederkehrende Motiv: die Erfahrung einer neuen politischen Kollektivität durch Besetzungen, sei es nun der Syntagma- und Tahrir-Platz oder der Zuccotti Park sowie das Ablehnen politischer Repräsentation. In jene Form politischer Artikulation gehören auch die englischen Riots, die in dem Beitrag von The Free Association beleuchtet werden. Erhellend ist dabei die Analyse der Riots als Ausdruck neoliberaler Subjektivierung, die „um eine kollektive politische Artikulation“ kämpft (S. 236). Vielleicht lässt sich dies für die Proteste im globalen Norden verallgemeinern.

Krisen und Proteste über den Tellerrand hinaus

Umso einschneidender unterscheiden sich die Krisenauswirkungen und -wahrnehmungen in den Beiträgen zu den Ländern des globalen Südens. Die ökonomische Krise manifestierte sich in afrikanischen Ländern in den Jahren 2010 und 2011 als massive Hungersnöte, die einen Großteil der lokalen Bevölkerungen physisch bedrohte. Max Henninger zeigt auf, wie unter anderem durch den Kauf von Ländereien durch Großkonzerne landwirtschaftliche Nutzfläche privatisiert wurde/wird und so für die Subsistenzwirtschaft der Bevölkerung nicht mehr zur Verfügung steht. Zu Recht fordert er in seinem Beitrag, dass in den kommenden Krisen-Debatten vermehrt auf die Auswirkungen der ökonomischen Krise für die Ernährungsunsicherheit im globalen Süden eingegangen werden muss.

Einen Einblick in den krisenhaften Alltag eines chinesischen Wanderarbeiters vermittelt der Beitrag von Pun Ngai und Lu Huilin. Anhand einer berufsbiografischen Fallstudie des Arbeiters Xin zeigen sie die Zumutungen der „unvollendeten Proletarisierung“ (S. 286) auf. Xin ist ein vom Land weggezogener Wanderarbeiter, der in die Stadt gegangen ist, um hier als Lohnarbeiter tätig zu sein. Mittlerweile gibt es in China mehr als 200 Millionen Menschen, die als „Bauernarbeiter“ bezeichnet werden (S. 279).

Den „Bauernarbeitern“ ist es untersagt, sich in der Stadt, in der sie arbeiten, dauerhaft niederzulassen. Da die staatlichen Behörden sich nicht für die „Bauernarbeiter“ zuständig fühlen, sind sie weitgehend von medizinischer Versorgung, Bildung und sozialen Dienstleistungen ausgeschlossen. Der Alltag dieser sich formierenden Klasse ist dauerhaft prekär – reduziert auf die physische Arbeitskraft.

Der Sammelband von Peter Birke und Max Henninger bietet in seiner thematischen Breite und inhaltlichen Tiefe aktuell den besten Überblick über die gegenwärtigen Proteste im Kontext der politischen und ökonomischen KriseN. Ein besonderer Verdienst ist es, dass sich die Beiträge nicht nur auf den globalen Norden beschränken. Gerade durch die geographische Vielfalt wird eines deutlich: Die kapitalistische Krise ist global! Eine Auseinandersetzung mit dem Sammelband ist mehr als lohnend und das auch, weil die Autor_innen es schaffen, nicht nur eine Protestgeschichte zu erzählen, sondern die politische Praxis der Aktivist_innen mit der/den KriseN der kapitalistischen Produktionsweise zu vermitteln. Darüber hinaus lassen sich anhand der Lektüre der Artikel auch mögliche Figurationen politischer Praxis diskutieren, die neue Aktivist_innen mobilisieren und mit den bisherigen Formen politscher Partizipation brechen.

Peter Birke / Max Henninger (Hg.) 2012:
Krisen Proteste. Beiträge aus Sozial.Geschichte Online.
Assoziation A, Berlin.
ISBN: 978-3-86241-413-0.
312 Seiten. 18,00 Euro.

Zitathinweis: Jens Zimmermann: Globale Krisen und globaler Widerstand. Erschienen in: . URL: https://kritisch-lesen.de/s/dJuS4.

Die Errungenschaften der Linken

David Graeber
Kampf dem Kamikaze-Kapitalismus
Es gibt Alternativen zum herrschenden System

Der als Vordenker der Occupy-Bewegung gehandelte David Graeber bezieht sich sehr positiv auf die Lage der globalisierungskritischen Bewegungen im Hier und Jetzt.

Rezensiert von Sara Madjlessi-Roudi

Der Anarchist und Anthropologe David Graeber ist in den vergangenen Monaten in hegemonialen Medien stark präsent. So bezeichnete kürzlich die *Frankfurter Allgemeine Zeitung* (FAZ) Graeber als „Mann der Stunde“, sein Schulden-Buch etwa sei laut FAZ-Feuilleton-Chef „eine Befreiung“ und *Der Spiegel* betitelte ihn als „Vordenker der Occupy Bewegung“. Doch warum erfreut sich Graeber einer solchen Popularität? Um dieser Frage auf den Grund zu gehen, bietet sich ein Blick in die gerade erschienene Aufsatzsammlung „Kampf dem Kamikaze-Kapitalismus. Es gibt Alternativen zum herrschenden System“ an.

Das Buch umfasst sechs Essays Graebers, die inhaltlich nicht in direktem Zusammenhang stehen. Graeber selbst stellt im Vorwort fest, dass die Gemeinsamkeit der Beiträge wohl in den Auseinandersetzungen der antikapitalistischen Bewegung der vergangenen 15 Jahre liegen, die „besonders bedrückend oder ermutigend wirken“ (S. 12). Sie seien das „Produkt eines chaotischen Interregnums“ (ebd.). Aufgrund dieser Diversität konzentriere ich mich auf die Essays „Der Schock angesichts des Sieges“ und

„Geteilte Hoffnung“, um Graebers Positionen zur gegenwärtigen Krise und Widerstandspotenzialen auszuloten.

Im Zentrum der Auseinandersetzung Graebers steht die Problemdeutung, dass „Wir“, das heißt die Bewegung für globale Gerechtigkeit, in den vergangenen Jahren äußerst erfolgreich waren, jedoch den Sieg entweder nicht sehen oder nicht wissen, wie wir mit diesem umgehen sollen. So stellt er fest:

> *„Das eigentliche Problem, vor dem solche Bewegungen stehen, ist also, dass sie stets davon überrascht werden, mit welcher Geschwindigkeit sich anfängliche Erfolge einstellen. Auf einen Sieg sind wir nie vorbereitet.“ (S. 26)*

Vor allem die direkte Aktion beurteilt er als äußerst effektiv und erfolgreich, um Ziele zu erreichen. Dabei unterteilt er Ziele in kurzfristige, mittelfristige und langfristige. Letztere beinhalten die Zerschlagung von Staat und Kapitalismus. Langfristige Ziele werden nur von radikaleren Elementen gefordert.

Beispielhaft für die Erfolge seien laut Graeber, dass sämtliche neue und wichtige Handelsabkommen durch globale soziale Bewegungen verhindert wurden (S. 36) wie etwa das *Multilaterale Abkommen über Investition* (MAI). Auch der fast eingetretene Bankrott des „Erzbösewichts“ (S. 41) *Internationaler Währungsfonds (IWF)* wird als Folge einer Mobilmachung gegen ihn gefasst. Dabei benennt Graeber von allem die „manipulative Schuldenpolitik“ (S. 41) des IWF als bekämpfenswert. Jedoch würden diese Erfolge nicht bedeuten, dass „nun sämtliche Monster getötet“ (S. 45) worden wären.

Graeber plädiert dafür, diese Errungenschaften globaler sozialer Bewegungen anzuerkennen. Er diagnostiziert eine Hoffnungslosigkeit innerhalb der Linken, welche in den vergangenen dreißig Jahren durch einen „riesigen bürokratischen Apparat“ erzeugt und aufrecht erhalten worden wäre: („Es liegt eine wahre Besessenheit seitens der Mächtigen der Welt zugrunde, die verhindern wollen, dass gesellschaftliche Bewegungen wachsen, gedeihen und Alternativen vorschlagen.“ (S. 59)

So scheint der „organisierte Widerstand nur noch aus vereinzelten, zersplitterten Grüppchen zu bestehen“ (S. 58), da Elemente neuer Ideen nicht gesehen würden. Graeber stellt fest, dass der Kommunismus bereits vorhanden sei, weshalb „diejenigen, die von ihm profitieren, alle anderen (...) davon überzeugen, dass es eine andere Möglichkeit gibt, als alles wieder brav zusammenzukitten“ (S. 66). Zusammengehalten werde dieses System vor allem über Schuldenpolitiken.

Graebers Argumentation in den behandelten Essays erscheint an weiten Stellen verkürzt. So werden handelnde Akteure benannt und in zwei kontrastierende Gruppen gegenübergestellt. Als ein „Wir“ benennt er Akteure transnationaler Bewegungen. Dabei bleibt er unkonkret, wen er zu diesen Akteuren zählt, ordnet ihnen jedoch eine starke Handlungsmacht zu. Über inhaltliche Differenzen sieht er hinweg. So weitläufig seine Akteursanrufung hier geschieht, so vage bleibt Graeber auch in der Benennung von Zielen der Bewegungen. Zwar nennt er verschiedene konkrete Beispiele, jedoch stehen diese für ihn für sich und werden nur stellenweise in kapitalistische Herrschaftsverhältnisse eingeordnet.

Dem „Wir“ sind Akteure gegenübergestellt, die er dem Kapitalismus zuordnet. Dabei findet eine Reduktion kapitalistischer Verhältnisse auf einzelne Institutionen und Personen statt, welche er als Schuldige für die wirtschaftliche Krise sowie die Krise der Linken ausmacht. Graeber vernachlässigt hierbei die gesellschafts- und subjektkonstituierende Dimension kapitalistischer Verhältnisse. Sicherlich ist hierbei der strategische Moment Graebers zu sehen. So sind eine Fokussierung der Errungenschaften antikapitalistischer Politiken sowie eine Kontrastierung von Gemeinsamkeiten sinnvoll, wenn es um eine Stärkung emanzipativer Bewegungen geht. Graebers Schriften motivieren zur direkten Aktion gegen herrschende Verhältnisse.

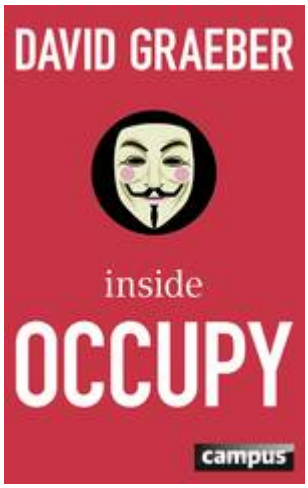
Jedoch stellt sich die Frage, ob dieser strategische Moment in hegemonialen politischen Auseinandersetzungen greift. So erklärt sich erst durch diese verkürzte Kritik die Popularität Graebers in hegemonialen Medien. Durch die Anrufung von Schuldigen für die Produktion der Wirtschaftskrise, werden kaum die Verhältnisse in Frage gestellt, sondern einzelne Akteure. Eine Zuordnung, die sich in der internationalen Politik bereits gegen Ende der 1990er Jahre findet, als IWF und Weltbank stark für neoliberale

Strukturanpassungsprogramme kritisiert wurden und eine Hinwendung zur Politik der „Good Governance“ stattfand. Somit knüpft Graeber hier an bestehendes Wissen an.

David Graeber 2012:
Kampf dem Kamikaze-Kapitalismus. Es gibt Alternativen zum herrschenden System.
Pantheon, München.
ISBN: 978-3-570-55197-4.
192 Seiten. 12,99 Euro.

Zitathinweis: Sara Madjlessi-Roudi: Die Errungenschaften der Linken. Erschienen in: . URL: https://kritisch-lesen.de/s/rfn6D.

Occupy Insights



David Graeber
Inside Occupy

Wie anarchistisch ist die Occupy-Bewegung? Glauben wir David Graeber, dann sehr. Der Anarchist und Anthropologe hat mit „Inside Occupy“ seine persönliche Entstehungsgeschichte von Occupy Wall Street vorgelegt.

Rezensiert von Torsten Bewernitz

„Da kann ja nichts mehr schiefgehen!“ denke ich, als ich den blauen Aufkleber auf David Graebers „Inside Occupy“ sehe: „Inklusive 24-seitigem Revolutions-Guide“. Eine ganz hübsche Werbeidee, die sich der Campus-Verlag da ausgedacht hat, auch wenn das 24-Seitige Heftchen nicht hält, was der Titel verspricht. Neben Karten mit Occupy-Camps in Deutschland und weltweit sowie einem Interview mit dem Frankfurter Aktivisten Erik Buhn enthält es ein „Occupy-Glossar“. Ein hier beschriebener Begriff ist „Anarchismus“. Günter Neeßens – er hat das Glossar verfasst - Auffassung von Anarchismus orientiert sich an den Praktiken aktueller Anarchist_innen – also auch an der Auffassung David Graebers. Anarchismus wird auf eine „Radikaldemokratie“ verkürzt, im Mittelpunkt scheint das Individuum zu stehen. Wäre das so, hätte Karl Marx mit seiner Kritik des frühen Anarchismus durchaus recht, aber es fehlt den Ausführungen an gewissen Grundvoraussetzungen: Anarchismen hatten immer auch einen Begriff des Gemeinwesens, der Gesellschaft und einen Anspruch an soziale Gleichheit und Verteilungsgerechtigkeit. Die Orientierung an einem Konsens ist durchaus nicht Konsens, sie entspricht dem Anarchismus, wie David Graeber ihn vertritt, aber auch in seiner eigenen Organisation, bei den *Industrial Workers of the World*, gibt es ganz andere Positionen, wie sie etwa Graebers Gewerkschaftskollege Tom Wetzel in seinem Text „On Organisation“ deutlich gemacht hat.

„Linke Utopie der Zukunft“ (FAZ)?

Anarchismus ist modern, er schafft es dank Occupy wieder in die Medien. Nicht nur in „Inside Occupy“, auch in dem Suhrkamp-Bändchen „Occupy!“ wird das Wissen, was Anarchismus ist, im Wesentlichen vorausgesetzt. Die konservative *Frankfurter Allgemeine Zeitung* (FAZ)kürte im Herbst 2011 den Anarchismus gleich zur Leitideologie des neuen Jahrhunderts und sah den Marxismus abgelöst. Dieses neue öffentliche Interesse resultiert in der Tat zu einem nicht geringen Teil aus der Publikationstätigkeit David Graebers, Anthropologe, anarchistischer Aktivist, Globalisierungskritiker und *Wobblie* (Bezeichnung für Mitglieder der *Industrial Workers of the World* - IWW). Sind bis dato neben der „Anarchistischen Anthropologie“ und „Frei von Herrschaft“ im Peter Hammer-Verlag lediglich kürzere Texte in Anthologien kleiner linker Verlage erschienen, so verdanken wir dem öffentlichen Interesse gleich drei neue deutsche Publikationen: „Schulden. Die ersten 5000 Jahre“ erschien im Mai 2012 bei Klett-Cotta. Die wissenschaftliche Studie, die ohne Occupy wahrscheinlich immer noch einer Übersetzung harren würde, ist sicherlich die beachtenswerteste Neuerscheinung Graebers, ein halbes Jahr vor Erscheinen druckte der Spiegel – wie seinerzeit bei Thilo Sarrazins unsäglichem „Deutschland schafft sich ab“ – ein Kapitel ab und Graeber wurde im Herbst 2011 und im Frühjahr 2012 durch sämtliche deutsche Kultursendungen, zu Parteispitzen und in Theater und Museen geschleift. Graeber analysiert hier „Schulden“ als ein Dispositiv, dass die gesamte Menschheit über Jahrtausende geprägt habe. Ausgerechnet der Bertelsmann-Ableger Pantheon veröffentlicht zeitgleich einen Sammelband mit politischen Aufsätzen unter dem Titel „Kampf dem Kamikaze-Kapitalismus: Es gibt Alternativen zum herrschenden System“ (Rezension ebenfalls in dieser Ausgabe hier. Zuerst ist diese Sammlung auf Griechisch unter dem Titel „Bewegung, Gewalt, Kunst und Revolution“ erschienen und hätte, so behauptet Graeber selber im Vorwort der deutschen Ausgabe, die Revoltierenden in Griechenland stark beeinflusst. Exemplarisch ist hier die Titeländerung durch den Bertelsmann-Konzern: Gewalt und Kunst verkaufen sich offenbar nicht so gut wie eine Kritik an einem „Kamikaze-Kapitalismus“, der gleich mit verschweigt, dass es Graeber um eine Kritik des Kapitalismus als solchen geht. Aber Bertelsmann darf sich auch mit dem Titel „Kamikaze-Kapitalismus“ mit gemeint fühlen, was den Verlag wohl nicht anficht. Das ist der historische Heimvorteil des Kapitalismus, seine eigenen Kritiker_innen zu integrieren und zu vermarkten.

Der Campus-Verlag, schon vom Namen her derjenige mit dem höchsten akademischen Anspruch, publiziert in diesem Reigen ein weiteres Buch Graebers. „Inside Occupy“ ist eine sehr subjektive Darstellung der Entstehung von Occupy Wall Street.

Wie alles anfing…

Linken Aktivist_innen im deutschsprachigen Raum dürfte einiges bekannt vorkommen, was Graeber beschreibt. „Occupy“ ist Graeber zufolge genau so entstanden, wie zahlreiche Initiativen hierzulande: Nach einer Veranstaltung in einem Infoladen beim Bier in der Kneipe um die Ecke. Die Beschreibung der ersten Versammlungen an der Wall Street, in der die *World Workers Party* die Organisierung an sich reißt und an einem offenen Mikrophon zur Latschdemo aufruft, unterscheidet sich in nichts von der Okkupierung der Hartz IV-Proteste durch die MLPD. Aber in diesem Moment geschieht das Entscheidende, das im deutschsprachigen Raum weder 2004 noch 2011 geschehen ist: Die „Horizontalen“, wie Graeber sie nennt – Anarchist_innen, Zapatist_innen und syndikalistisch-unionistische Gewerkschafter_innen – verharren trotz sich ausbreitender Langeweile und setzen sich letztlich mit dem Ansinnen, eine wirkliche Vollversammlung durchzuführen, durch. Aktivist_innen der trotzkistischen ISO (hierzulande früher *Linksruck* oder SAV) versuchen noch zu vermitteln, werden dann aber teilweise von der direktdemokratischen Vorgehensweise überzeugt – „offensichtlich hat niemand (…) gesagt, dass die Position der ISO diesbezüglich darin besteht, stets auf Mehrheitsbeschluss zu drängen“ (S. 193), wie Graeber in einer Fußnote schelmisch anmerkt.

Es sind diese Anekdoten aus der Anfangszeit von Occupy Wall Street, die Graebers Buch lesenswert machen. Etwa, wie die Aktivist_innen mit liberalen Ägypter_innen zusammentreffen, die politisch zwar ganz anders drauf sind, aber ihre US-amerikanischen Verbündeten dennoch lieber unter den Anarchist_innen als unter Linksliberalen suchen. Oder wie das „menschliche Mikrophon“ erfunden wurde, beziehungsweise, wie Graeber als Anthropologe anmerkt, wahrscheinlich eher wieder entdeckt wurde. Wer allerdings eine Analyse der Motivationen, der Prozesse in Occupy und einen Zusammenhang mit der Wirtschaftskrise, gar Daten über die Art der Betroffenheit der US-amerikanischen Unterschichten erwartet, der wird enttäuscht sein. In dem Kapitel „Postings“ finden wir zwar zahlreiche Einzelschicksale, die der Tumblr-

Website „We Are The 99%“ entnommen und die auch allesamt ergreifend und interessant sind, die Analyse, wie diese Einzelschicksale gesellschaftlich und ökonomisch zusammenhängen, überlässt Graeber allerdings seinen Leser_innen. Anstatt einer materialistischen Herleitung von Krise und Revolte verzettelt Graeber sich in einer Demokratiegeschichte, die in einer sehr spezifischen, von Graeber favorisierten Konsens-Methode endet, die er dann sehr ausführlich beschreibt.

Demokratie, Staat, Kapital…

Als Analytiker des modernen Kapitalismus ist Graeber durchaus zu kritisieren. Werner Plumpe hat in der FAZ zurecht darauf hingewiesen, dass Graebers wissenschaftlicher Verkaufsschlager „Schulden“ in der Zeit seit dem Ende von Bretton Woods (der einseitigen Aufhebung des Goldstandards durch die USA) argumentatorisch dünn wird. Ingo Stützle hat Graeber in der Zeitschrift *analyse & kritik* und auf seinem Blog eine sich auf Marx berufende Kritik entgegengesetzt, die darauf beruht, dass Graebers letztlich unhistorische Auffassung von Geld, Kredit und Schuld daran scheitert, dass diese Auffassung keine Werttheorie hat und kein Verständnis von einem Begriffswandel. Diese Defizite wirken sich auch auf die Schilderungen in „Inside Occupy“ aus. So stellt Graeber fest, dass aktuell kaum noch von Kapitalismus die Rede sein könne, da Banken nicht wie Kapitalist_innen handelten – diese gäbe es „nur noch in Indien, Brasilien oder im kommunistischen China“ (S. 67). Die Bemerkung, dass das kapitalistische System einen zunehmend feudalen Charakter erhält, ist zwar durchaus zutreffend, dennoch wird hier die leidige Trennung zwischen Finanz- und Realkapitalismus reproduziert. Darunter leidet auch Graebers Staatskritik: Da seine Kapitalismuskritik letztlich eine Kritik des aktuellen Status des Kapitalismus bleibt, in der der Staat auf neue Weise zu einem reinen Erfüllungsgehilfen des Kapitals wird (wie Graeber es ausdrückt, das Kapital agiert nicht mehr mit dem Staat, sondern durch ihn hindurch), hat man immer wieder den Eindruck, hier würde sich in neokeynesianischer Manier das alte Verhältnis zwischen Staat und Kapital zurückgewünscht. Gleichzeitig ist der Staat für Graeber eine immer gleich funktionierende Repressionsmaschine, die es abzuschaffen gilt. Aus dieser Sichtweise resultieren dann auch Positionen wie jene, dass Märkte als solche ohne Staat nicht problematisch seien – eine Position, der auch die

„Libertarians“, die Graeber ansonsten kritisiert (sehr schön: S. 188f!), zustimmen würden.

Anarchist_innen müssen sich seit fast zwei Jahrhunderten gegen das Klischee wehren, dass sie Naivlinge seien, die an eine natürliche Gutmütigkeit des Menschen glauben würden. Diese Naivität ist aus den Klassikern des Anarchismus nicht herauszulesen, vielmehr betonten die verschiedenen anarchistischen Theoretiker_innen, dass der Mensch stets die freie Wahl zwischen positiven und negativen Handlungsweisen hat (selbstverständlich im Rahmen seiner jeweils historischen Möglichkeiten). Der Neoanarchismus nach 1968 hat dieses Vorurteil allerdings teilweise zur Selbstbeschreibung übernommen, und Graebers anthropologische Sichtweise, die gewissermaßen eine „Essenz“ des Menschlichen kennt, unterstützt diese neue Naivität. Sein Anarchismus ist letztlich weniger von anarchistischer Tradition und Theoriebildung geprägt als vielmehr von den Diskussionen der neuen Linken, insbesondere der Autonomen. Das Konsensmodell, das er favorisiert, stammt von „Starhawk“, einer in den USA populären Autorin des Spiritualismus. Seine Vorstellung von Direkter Aktion hat mehr mit Schwarzem Block als mit den wirtschaftskämpferischen Konzepten der IWW zu tun. Und letztlich passt diese neoanarchistische Sichtweise auch besser zu Occupy: Denn ein Primat des historischen Anarchismus war immer auch die Organisierung, während Occupy – einer der wenigen Aspekte, in denen sich Occupy in USA und in Europa gleichen – die Organisierung verweigert, sondern stattdessen einen übertrieben individualistischen Freiheitsanspruch hat, nachdem sich jede_r seiner_ihrer Affinität folgend jederzeit einer Gruppe anschließen oder sie verlassen kann. Das funktioniert allerdings nur, wenn man diese Gruppen inhaltlich bestimmt, und nicht, wenn man den Anspruch erhebt, die „99 Prozent“ der Ausgebeuteten zu sein, also ein soziales Kriterium anlegt.

Andererseits, und hier wird „Inside Occupy“ wieder spannend, betont Graeber auch eine alte anarchistische Tradition, die des Anti-Utopismus. Wie der Marxismus entstand der Anarchismus durchaus in Ablehnung des frühsozialistischen Utopismus, schlicht, weil dieser einen autoritären Charakterzug trug. Die Frühsozialist_innen hatten häufiger mal versucht, fertige Pläne für eine zukünftige Gesellschaft zu entwerfen und diese exakt so umzusetzen. Ohne deswegen auf Utopie zu verzichten, lehnten Kommunismus und Anarchismus diese Vorgehensweise ab, denn: „Aus historischer

Perspektive ist das lächerlich. Wann sind gesellschaftliche Veränderungen je nach einem Plan zustande gekommen?“ (S. 180) Daraus entwickelt Graeber sein demokratisches, globales und vor allem soziales, das heißt nicht auf einen gewaltsamen Punkt mit einem Machtumsturz herauslaufendes, Modell der Revolution. Auch das ist nicht neu, dieses Verständnis von Revolution entwickelten Theoretiker_innen wie Rudolf Rocker aus der Erfahrung der deutschen Revolution 1918/19, der stalinistischen und faschistischen Bedrohung sowie aus den Erfahrungen der Spanischen Revolution. Graeber aber entwickelt es auch aus dem aktuellen Zustand des Kapitalismus und des Widerstands gegen diesen – und das ist nicht nur allemal spannend zu lesen sondern in der aktuellen Situation auch eine strategische Debatte wert.

Medienhype und Massenbewegung

David Graeber wird in den Geschichtsbüchern stehen. Das ist eine objektive Feststellung, die man nicht befürworten muss und die auch nicht berechtigt ist. Die Medien haben sich in einer historischen Situation, die global zu Revolten führt, für die gesellschaftliche Dynamiken ursächlich sind, einen Anführer herausgepickt, der allein schon aufgrund seiner medialen Omnipräsenz im Gedächtnis bleiben wird. Die nächsten Übersetzungen sind schon in Vorbereitung. Schulden wird der Autor des gleichnamigen Buches nach 2012 wohl keine mehr haben. Obwohl konservative Medien wie die FAZ den Anarchismus entdecken, fragen sie doch keine vor Ort real existierenden Anarchist_innen, wie sie dazu stehen, sondern halten sich dann doch lieber wieder an Occupy-Aktivist_innen mit letztlich sozialdemokratischen Positionen wie den oben genannten Erik Buhn („Ich persönlich halte die soziale Marktwirtschaft für einen guten Kompromiss“ sagt er, Sarah Wagenknecht folgend, in *Spiegel* 18/2012). Graeber selber tut wenig, um seine Position in der Medienwelt zu relativieren. Immer wieder benennt er geschickt seine zentrale Rolle: Als Stichwortgeber für die griechische Revolte oder als Erfinder der 99-Prozent-Parole. Er betont zwar, die Parole „We are the 99%“ sei ein Gemeinschaftsprodukt, aber eben das von drei Personen, von denen er derjenige ist, der zuvor die entscheidende Mail, „womöglich (…) die wichtigste E-Mail meines Lebens“ (S. 36), geschrieben hätte: „Wie wär’s mit ‚99%-Bewegung‘?“ Ähnlich inszeniert Graeber sich immer wieder selber – die teilweise Rücknahme gehört zum guten Ton, wenn es doch eigentlich um den Abbau von Hierarchien geht. Diese Selbstpräsentation passt nur schlecht zu

Graebers vor sich her getragenem Anspruch, dass ihm „weniger an der Klärung seiner Stellung in der Bewegung gelegen ist“ (S. 123).

Es wäre illusionär zu glauben, Revolten oder Proteste, wie sie momentan global vor sich gehen, kämen ohne engagierte, treibende Einzelpersonen aus. Dennoch sind sie nicht das Alpha und Omega einer Bewegung wie Occupy. David Graebers Einsatz ist durchaus beachtenswert, auch sein theoretischer Einsatz ist mehr als respektabel, ohne dass man mit allen Aspekten einverstanden sein muss: Die hippieeske Zeichensprache, die vermeintlich Demokratie vereinfachen soll, war schon bei Hausbesetzungen im letzten Jahrhundert zu gekünstelt und für einen *Wobblies*pricht Graeber erschreckend wenig von Klassengegensätzen. Nichtsdestotrotz hat Graeber den Anarchismus wieder sagbar gemacht. Diesen Samen fruchtbar machen, das müssen nun andere.

David Graeber 2012:
Inside Occupy.
Campus, Frankfurt a.M. / New York.
ISBN: 978-3593397191.
200 Seiten. 14,99 Euro.

Zitathinweis: Torsten Bewernitz: Occupy Insights. Erschienen in: . URL: https://kritisch-lesen.de/s/3wZs6.

Nichts als Kriminalität? – Die letzten Riots in England

Moritz Altenried
Aufstände, Rassismus und die Krise des Kapitalismus
England im Ausnahmezustand

Der Autor wirft einen kritischen Blick auf die 2011er Riots in England und stellt populären und depolitisierenden Lesarten eine andere Sicht entgegen.

Rezensiert von Steffen Liebig

Die Riots, die nach einer friedlichen Demonstration in Tottenham im August letzten Jahres für mehrere Tage erst London und schließlich weitere Städte Englands erschütterten, waren für viele Beobachter_innen überraschend und in ihrer Heftigkeit schockierend. Das Gewaltmonopol des Staates schien – freilich zeitlich und lokal eng begrenzt – für einige Zeit ins Wanken zu geraten. Das dominante Bild in den Medien waren plündernde und Feuer legende Jugendliche, die teils vermummt ihre eigenen Viertel anzugreifen schienen. Schnell waren entsprechende Lesarten zu vernehmen, die den Riots jegliche politische Dimension absprachen und sie auf Opportunismus oder fehlende Moral reduzierten. So war von „reiner Kriminalität“ (Cameron, Premierminister) oder einer „verwilderten [feral] Unterklasse“ (Clarke, Justizminister) die Rede.

Eine *politisierende* Lesart

Moritz Altenried, Politik- und Kulturwissenschaftler aus London und Berlin, wählt quasi den umgekehrten Weg. Statt sich den hegemonialen und

*de*politisierenden Lesarten anzuschließen, fragt er gleich zu Beginn, wie „sich die Aufstände in England im August als *politisches Ereignis* verstehen [lassen]?“ (S. 5). Statt in dem eigentümlichen Ausbleiben politischer Forderungen und Organisierung einen Beleg für den *a*politischen Charakter der Riots zu erkennen, plädiert er dafür, dies als „Verweigerung ‚klassischer’ politischer Kommunikation“ (S. 6) zu verstehen und auf eine Krise symbolischer und materieller Repräsentation in „post-politischen Zeiten“ (S. 7) zurückzuführen. In seiner Lesart setzen sich die Rioter – durchaus bewusst und zielgerichtet – gegen einen krisenhaften Kapitalismus und gegen den staatlich verordneten „Ausnahmezustand“ (ebd.) in ihren Vierteln zur Wehr.

Die Frage nach dem politischen Gehalt der Riots, die sich wie ein roter Faden durch das Buch zieht, behandelt der Autor in einem 70 Textseiten langen Essay mit insgesamt vier Kapiteln, einem Prolog und Epilog sowie vier eingeschobenen kurzen Beschreibungen von konkreten Ereignissen während der Riots.

Von Rassismus über Konsumgesellschaft zu Biopolitik

Im ersten Kapitel beschreibt Altenried institutionellen Rassismus als Hintergrund älterer und jüngerer Riots in England. So hätte sich die soziale Konstruktion „schwarzer Kriminalität“ zu einem „wirkmächtigen Topos im Alltagsverstand der *weißen* Mehrheitsgesellschaft“ (S. 16) entwickelt und unter anderem zu einem „racial profiling“ und zu rassialisierenden gebietsorientierten Strategien der Polizei geführt. Zutreffend und schlagend wird festgestellt, dass in den letzten Jahrzehnten am Anfang fast aller größeren Riots in England die Tötung eines Schwarzen Menschen durch die Polizei stand. So auch 2011, als die Polizei nach der Erschießung Mark Duggans zunächst falsche Angaben machte, seine Eltern durch die Medien von dem Tod ihres Sohnes erfahren mussten und schließlich die Riots nach einer friedlichen aber vergeblichen Demonstration, mit dem Ziel die Polizei zur Rede zu stellen, ausbrachen. Aufgrund der gerade von der Schwarzen Bevölkerung vielfach als massiv empfundenen Diskriminierung durch die Polizei, seien die Angriffe auf dieselbe (auch) „als Kämpfe um Würde zu verstehen“ (S. 20).

Anschließend kommt Altenried im zweiten Kapitel auf den Zusammenhang von Konsum und Riots zu sprechen. Da ab der zweiten Nacht oftmals Plünderungen und weniger Angriffe im Vordergrund standen, wurden die Rioter oft als „ausgeschlossene [disqualified] Konsument_innen“ (Baumann 2011) charakterisiert. Altenried betont, dass besonders – wenn auch nicht ausschließlich – große Ketten Ziel der Plünderungen gewesen seien und neben vielen Luxusartikeln auch erhebliche Mengen an einfachen Gebrauchswaren gestohlen wurden. In manchen Städten, wie z. B. in Manchester, wurde auch nur aus Geschäften im Stadtzentrum und nicht aus Läden in Wohngebieten gestohlen. So oder so seien die Plünderungen aber nur die Durchsetzung verwehrter Teilhabe an der Konsumgesellschaft mit anderen Mitteln:

> *„[D]ie Plünderungen [sind] als kollektive Aneignung von Gütern nicht nur eine zwangsläufige Reaktion auf Armut, sondern als kollektive Aneignung auch ein Eingriff in die symbolische Ordnung. Damit sind als sie [sic!] direkt politisch zu verstehen.“ (S. 41)*

Hier ist lediglich kritisch anzumerken, dass der Zusammenhang von Riotbeteiligung und Armut zwar plausibel und zudem empirisch sehr gut zu stützen ist, doch ist die oben beschriebene Reaktion keineswegs „zwangsläufig“, wie die Masse an Nicht-Aufständischen in ähnlichen sozio-ökonomischen Lagen zeigt (und der Autor selbst an anderer Stelle betont).

Gleichzeitig plädiert Altenried dafür, die komplexen strukturellen Antagonismen im Hintergrund der Riots im Auge zu behalten: „In der neoliberalen Stadt haben sich die Klassenformationen und -widersprüche stark ausdifferenziert“ (S. 34). Entsprechend dieser fragmentierten Klassenstruktur seien selbst die Plünderungen kleinerer Geschäfte und eigener Viertel zwar „vermutlich nicht förderlich für die politische Vermittlung der Kämpfe und teilweise auch mit tragischen Schicksalen, Gewalterfahrungen und Traumata verbunden“ (ebd.), aber deshalb noch nicht wahllos erfolgt. Vielmehr spielten auch hier tatsächliche Interessengegensätze eine Rolle.

Im dritten Kapitel kommt Altenried unter anderem auf ein paar Eigenheiten Londons zu sprechen. Dort gebe es zwar keine Ghettos wie in US-amerikanischen Metropolen und sei die Armut (noch) nicht aus den zentrumsnahen Gebieten verdrängt worden, doch gleichzeitig sei London die Großstadt mit der höchsten ökonomischen Ungleichheit in Europa. Die

Segregation vollziehe sich dort kleinteiliger mittels einer Vielzahl symbolischer und materieller Barrieren und auf engstem Raum. Sie werde begleitet von einer intensiven Sicherheitsüberwachung und fortgeschrittener Privatisierung des Sozialen.

Zuletzt werden einige Punkte aus dem Themenfeld Biopolitik behandelt. Verkürzt ausgedrückt versteht Altenried darunter – im Anschluss an Michel Foucault – eine Sicht auf die Bevölkerung als Organismus oder Körper und entsprechende Regierungspraxen, um sie möglichst zu steuern. Derartige Sichtweisen, die nahelegen, dass entsprechend drastische Maßnahmen ergriffen werden müssten, wurden tatsächlich durch stark biologisierende Wortmeldungen von Politiker_innen im Anschluss an die Riots in Stellung gebracht. So etwa in einem Statement von Cameron: „Unsere Gesellschaft hat Beulen, die nicht einfach nur kaputt, sondern offen gesagt krank sind" (Cameron 2011; eigene Übersetzung). Nach Altenried „wird ‚der Rioter' damit am Rande des Menschlichen platziert" (S. 59). Anstelle der Erforschung und der Lösung der sozialen Gründe für die Riots „radikalisiert sich damit eine Logik der Exklusion und Repression gegenüber den vermeintlich ‚kranken Teilen' der Bevölkerung, sodass zunehmend von einer autoritären Wende des Neoliberalismus gesprochen werden kann." (S. 64)

Ein notwendiges Korrektiv… und notwendig begrenzt

Es sind vor allem die politisierenden und über weite Teile überzeugenden Lesarten, die Altenrieds Buch interessant und zu einem notwendigen Korrektiv zum Mainstream der Reaktionen in Medien und Politik machen. Fast unnötig zu erwähnen, dass bei dem geringen Umfang des Büchleins vieles nur angedeutet werden kann und teilweise undeutlich bleiben muss. Dies gilt insbesondere für einige theoretische Bezüge, wie den auf Biopolitik, aber auch für sozialpolitische Hintergründe, wie zum Beispiel die Rolle der *communities* in der englischen Gesellschaft.

Zur Frage des politischen Gehalts der Riots wäre es gelegentlich hilfreich gewesen, schärfer zwischen im engeren Sinne politischen Intentionen von *Riotern* und der politischen Relevanz der *Riots* zu unterscheiden. Denn es ist zwar ohne Frage richtig, dass „Diebstahl in einem kapitalistischen System eine

immanent politische Bedeutung hat“ (S. 31); doch erscheinen dann alle Riots oder Plünderungen per se immer schon als politisch. Letzteres mag sogar durchaus richtig sein und doch verliert ein solcher Politikbegriff, wie alle (zu) weiten Definitionen, an analytischer Schärfe.

Die politische Bedeutung entsteht nach Altenried – neben dem Angriff auf die öffentliche (Eigentums-)Ordnung – jedenfalls vor allem durch „die bewusste Absage an eine Mehrheitsgesellschaft und ein politisches System, von dem sich viele der Aufständischen nichts mehr erhoffen“ (S. 53). Inwieweit die Rioter dabei tatsächlich *bewusst* handelten, ist freilich eine sehr schwierig zu beantwortende Frage und darüber hinaus auch Abwägungssache: Will man das gegebenenfalls spontane Plündern als bewusst bezeichnen? Schließt eine bewusste Handlung notwendig die Reflexion auf mögliche Konsequenzen ein?

Ist von den Riots schließlich eine verändernde, gar emanzipatorische Praxis zu erwarten? Manchmal erscheinen die Interpretationen und Implikationen von Altenried ein wenig zu optimistisch und emphatisch. So wäre es möglich, dass die Riots als „Antwort auf die hoffnungslose Situation, die der neoliberale Kapitalismus in vielen Stadtvierteln geschaffen hat“ (S. 41) nur noch mehr Hoffnungslosigkeit offenbaren, aber eben keine Antwort enthalten. Weiterhin ist zwar unbestritten, dass eine herrschaftliche Vereinnahmung dieser Form von Protest schwer fallen wird. Doch stimmt es wirklich, dass sich in den Riots die „Suche nach der Rückkehr des Politischen (…) jenseits von Repräsentation“ (S. 72) artikuliert oder scheint hier doch eher ein eklatanter Mangel an Vorstellungskraft und Perspektiven durch, der sich kaum hinter der nur abstrakten – und mitunter sehr destruktiven – Negation des Bestehenden verstecken kann? Als wie gravierend ist schließlich die „Schwäche der Aufstände“ zu bewerten, dass es nicht gelang „eine politische Perspektive oder Utopie zu entwickeln“ (S. 54)?

Im Großen und Ganzen gilt: Fragen, wie die obigen, kann und will Altenried nicht abschließend beantworten. Und das ist auch gut so. Worauf er abzielt, ist die Eröffnung einer politischen Perspektive. Es geht ihm darum, den Diskurs über die Riots emanzipatorisch zu öffnen, um dahinter liegende Strukturen und Motivationen überhaupt erst verstehbar und sichtbar zu machen – den Diskurs einseitig zu schließen, haben schon andere, vorzugsweise hochrangige Politiker_innen, versucht und sind damit viel zu lange viel zu gut gefahren.

Diese Öffnung ist gelungen. Insgesamt bietet Altenrieds kurzes Buch somit, was es anfangs verspricht: Nämlich einen anregenden, mitunter selektiven, aber immer engagierten Blick auf die 2011er Riots in England. Es ist ein manchmal durchaus provokanter Text und ausdrücklich keine Abhandlung unter Einbeziehung aller relevanter wissenschaftlicher Literatur. Das macht ihn aber nicht weniger lesenswert.

Zusätzlich verwendete Literatur

Baumann, Zygmunt (2011): The London Riots. On Consumerism coming Home to Roost. Online verfügbar

Cameron, David (2011): PM statement on violence in England. Online verfügbar

Moritz Altenried 2012:
Aufstände, Rassismus und die Krise des Kapitalismus. England im Ausnahmezustand.
Edition Assemblage, Münster.
ISBN: 978-3-942885-10-2.
80 Seiten. 9,80 Euro.

Zitathinweis: Steffen Liebig: Nichts als Kriminalität? – Die letzten Riots in England. Erschienen in: . URL: https://kritisch-lesen.de/s/CaorW.

Von Wut bis Erstaunen

laika diskurs (Hg.)
Wenn die Toten erwachen
Die Riots in England 2011

Das Buch zeigt linke Perspektiven und Analysen zu den Riots in England im Sommer 2011 auf und fragt nach den Ursprüngen.

Rezensiert von peps perdu

Das vorliegende Buch beschäftigt sich aus linker Perspektive eingehender mit den Riots in London im August 2011, die nach dem Mord Mark Duggans durch die Polizei ganze Viertel überzogen, aber auch auf andere Städte in Großbritannien übergriffen. Hierbei werden sowohl die unterschiedlichen Positionen innerhalb der radikalen Linken aufgezeigt, wenn es um die Analysen der Ereignisse geht, als auch immer wieder der politische Charakter der Geschehnisse in den Vordergrund gestellt. Ein Großteil der Texte wurden aus dem Englischen ins Deutsche übersetzt und es kommen unterschiedlichste Autor_innen zu Wort – oft auch mit konträren Ansichten. So ist es kein in sich geschlossenes Werk, sondern eine Textsammlung, die durchaus Raum für Fragen und eigene Schlüsse lässt.

„Sie wollen das gesamte verdammte System brennen sehen“

Die Textsammlung wurde von den Herausgeber_innen in verschiedene Abschnitte eingeteilt – wobei das Inhaltsverzeichnis hier einige Verschiebungen und Fehler aufweist. Neben dem Vorwort findet sich im ersten Teil der Beitrag „Von einem Randalierer“, der subjektiv darstellt, wie sich der Hass auf das System aus den eigenen Lebensumständen ableiten lässt. Danach

folgt „Ermüdungsrisse im Gebäude“ von Karl Rauschenbach, welcher die „Aufstandserscheinungen“ Frankreich, Griechenland und Ägypten von 2005 bis 2011 genauer beleuchtet. Mit nicht misszuverstehendem Zynismus geht er hierbei auf den Unterschied zwischen Protest und Revolte ein und erläutert diesen wie folgt: „Der alte Gegensatz zwischen Sozialreform und Revolution erscheint nunmehr als Gegensatz von Protestcamp und Riot“ (S. 14). Klare Wort findet er nicht nur zu den Protestcamps, sondern auch zu ihrer Funktion: Es geht nicht um eine Veränderung des Systems, sondern darum, dass das System enttäuscht hat und die Menschen empört darüber sind. Der Unmut wird nach außen getragen und – im wohl bekanntesten Beispiel von „Occupy Wall Street“ direkt in die Finanzzentren – aber auch diese Orte können nach Rauschenbach die Probleme der Produktion nicht lösen. Und auf der anderen Seite lösen junge Menschen in England das Problem des Ausschlusses von Konsum für sich selbst – indem sie plündern, randalieren und zerstören. Sind sie auch die 99%, zu denen sich Occupy-Aktivist_innen zählen? Oder wird der Bodensatz der Gesellschaft, die real existierende „Unterschicht“, nicht immer wieder als ungewollt abgetan, auch von jenen, die sich als links verstehen? Karl Rauschenbach schließt seinen Beitrag mit einer These, die einen genau bei der letzten Anregung hängen lässt:

> *„Dagegen zerreissen die Ausschreitungen in England den Schleier des sozialen Friedens, stellen effektiv alle liebgewordenen Rollen infrage, so dass jeder angeregt wird, über seine Rolle bei den künftigen Konflikten nachzudenken.“ (S. 30)*

Einige Tage im August

Es folgen im zweiten Abschnitt - „Mittendrin“ vier Beiträge, die genauer auf die Geschehnisse im August eingehen und bereits an dieser Stelle einige Analysen liefern. Der Artikel „Großbritannien - Der Kampf gegen das Bestehende geht weiter“ greift dabei nicht nur die Situation der Aufständischen auf, sondern auch ihr Verhalten. Er hebt hervor, dass ein allgemeiner Charakterzug des Aufstands seine antiautoritäre Atmosphäre war und dass sich trotz Verurteilung durch Medien und Politik junge Menschen mit den Aufständen solidarisierten, sodass es zu vielen Nachahmungen und einer Ausbreitung der Riots kam. Es wird aber auch darauf eingegangen, dass gerade Anarchist_innen immer wieder als Zuschauer_innen der Geschehnisse

betrachtet werden konnten; sie waren nicht Teil der Masse und diese Masse war nicht das, was sie sich vorgestellt hatten. Die Autor_innen erklären dies folgendermaßen:

> *„Trotz ihres Erbes konnten die Anarchisten die Trennungslinie nicht überschreiten, weil die rebellischen Protagonisten der letzten Tage eben nicht für die gute Sache der ‚Freiheit' gekämpft haben, sondern für sich SELBST."* *(S. 33)*

Als Perspektive sehen sie die Aufgabe von Anarchist_innen und Linken darin, Bedingungen zu schaffen, in denen sozial Marginalisierte und Ausgegrenzte an der Zerstörung der repressiven Institutionen – egal ob Staat oder Wirtschaft – arbeiten können und diese auch erkennen.

Von den Autor_innen wird das politische Kalkül der Polizeitaktik kritisch betrachtet und näher in den Blick genommen. So wird angemerkt, dass die Polizei zu Beginn der Aufstände und Plünderungen recht zurückhaltend war, um eine Intensivierung der Riots zu verhindern – und mit einem viel stärkeren Sicherheitsapparat aus Überwachungskameras, Denunziation und Ermittlungen zu reagieren. Dies zeigt sich auch im Fall der ehemaligen Olympia-Botschafterin Chelsea Ives, der neben Sonja Suder und Christian Gauger dieses Buch gewidmet ist: Die 18-jährige Sportlerin wurde zu zwei Jahren Haft verurteilt, weil sie an den Ausschreitungen in Tottenham teilgenommen und ein Bullenauto demoliert haben soll. Ihre Mutter denunzierte sie, nachdem ihre Tochter bei den Aufnahmen einer Überwachungskamera im Fernsehen zu sehen war.

Medienhetze, politische Denunziation und Argumente dagegen

Im dritten Abschnitt „Politik und Verbrechen" beschäftigen sich verschiedene Aktivist_innen und Organisationen damit, wie staatlich und medial mit den Riots umgegangen wurde und gehen gegen einige Erklärungsmuster an, die gerade von den Medien immer und immer wieder herangezogen wurden. Hierbei besticht der Artikel von Max von Sudo, „Kriminalität und Belohnung", nicht nur durch eine sehr klare und unaufgeregte Analyse der Verhältnisse, sondern auch dadurch, dass er diese in den Kontext setzt, der zur Entstehung

der Riots führte – nämlich mangelnde Perspektive für all jene, die im Rahmen der Riots auf die Straße gegangen sind. Hierbei stellt er auch die These auf, dass die Menschen in Brixton dadurch eher zu Wohlstand gelangen, als wenn sie es auf gesellschaftlich geachteten Wegen versuchen (vgl. S. 60). Die Darstellung der Medien und die damit einhergehende Kommentierung durch Bürger_innen sieht auch er sehr kritisch und nimmt dabei das Beispiel der Broadwater-Riots von 1985 in den Blick – immer wieder kämen hierbei Personen auf den Tod eines Polizisten zu sprechen, der durch eine Machete ermordet wurde, aber niemand spricht von Cynthia Jarett, die bei der Durchsuchung ihrer Wohnung starb, denn ihr Tod wurde damals zum Auslöser der Krawalle. Von Sudo argumentiert, dass die alltägliche Gewalt, die von der Polizei ausginge, von den Bürger_innen und Guardian-Leser_innen nicht mitgedacht, sondern Gewalt immer nur dann skandalisiert werde, wenn es umgekehrt stattfinde. Und dabei werden alle gefragt, was sie dazu denken, nur nicht jene, die daran beteiligt sind.

Argumentativ schlüssig und zum Teil humorvoll die Bürgerlichkeit demaskierend ist auch „ein offener Brief an all jene, die Plünderungen verdammen“ von Evan Calder Williams – meiner Meinung nach einer der besten Beiträge zur Analyse der Riots. Er nimmt sich einzelne, in den Medien und der Politik immer wieder aufgegriffenen Argumente vor und entlarvt dabei die angelegte Schein- und Doppelmoral, die Angriffe seien nicht politisch, nicht gerecht, nicht gerechtfertigt, gewalttätig und kriminell. Besonders hervorheben lässt sich dabei seine Antwort auf den Vorwurf, die Randalierer_innen seien „materialistisch“ und klauen Dinge, die sie sich nicht leisten können – interessanterweise werden im allgemeinen ja auch die Menschen verurteilt und nicht nur deren Taten, wie sich auch schon daran zeigt, dass sie als „Abschaum“ und „Dreck“ bezeichnet werden. Dieser Vorwurf zeige nicht nur die „alarmierende Abwesenheit von Selbstreflexion als auch ein Beharren auf Pathologisierung, Rassifizierung und Enthistorisierung der Armen und Wütenden“ (S. 73). Des Weiteren werfe die Bürgerlichkeit den Randalierenden ihre eigenen Begierden vor, mit dem Unterschied, dass letztere diese nicht durch finanzielle Leistungen befriedigen könnten, sondern es durch Plündern täten. Hierbei geht Williams darauf ein, was Plündern bedeutet:

> *„Plündern ist nicht Konsum mit anderen Mitteln, Plündern heißt, alles auf eine Karte zu setzen, indem man das tut, zerreisst man die Widerspruchslosigkeit des Eigentums als einen Teil und einen Austausch zwischen bestimmten Subjekten.“ (S.74)*

Die Riots, die Kritik daran – und was die Linke so dazu denkt

Beim „Blick auf die Linke“ geht es um die Frage, welche linken Perspektiven sich aus den Riots ergeben und wie die Linke hierzu Position bezieht. Hierbei gehen die Meinungen weit auseinander: Einige, wie die anarchosyndikalistische *North London Solidarity Federation*, sehen den politischen Gehalt in den Aufständen, denken aber, dass diese keine klare Ausrichtung hätten und ein Angriff auf die Arbeiterklasse seien, da dabei Unschuldige getroffen würden. Deshalb rufen sie auch dazu auf, dass die Menschen sich verbünden und ihre Häuser und Communities eigenhändig verteidigen sollten, wenn „die Gewalt“ diese zerstöre. Die Wut der Randalierer wäre mächtiger, wenn sie sich auf demokratische Art und Weise organisieren und nicht andere Arbeiter_innen ins Visier nehmen würde. Diese klar formulierte Kritik an den Randalierer_innen – und so auch das Absprechen eines revolutionären Gehalts von Plündern – wird so nicht von allen Aktivist_innen geteilt. Einer der Beiträge in dem Buch geht darauf ein, dass gerade der moralistische Elitismus, der sich auch unter Anarchist_innen findet, den „konterrevolutionären Bullen im Kopf“ (S. 97) darstellte. Auch hier, wie im Beitrag von Evan Calder Williams, wird wieder die Frage nach Gerechtigkeit gestellt:

> *„Warum soll es gerecht sein, wenn ein selbsternannter Anarchist Ladendiebstahl begeht und das als einen Akt der Ablehnung des Kapitalismus begreift, während es kopflose Gier sei, wenn ein Jugendlicher im Verlauf von Ausschreitungen ein Geschäft ausraubt?“ (S. 98)*

Hierbei gehen die Autor_innen auch darauf ein, dass, wer nicht auf der Seite der Unterdrückten stehe, auf der Seite der Unterdrücker sei und dass die Zukunft der Revolution nicht von Anarchist_innen vorherbestimmt werde, sondern von all jenen, die ganz unten sind.

Zurück in die Zukunft?

Der letzte Abschnitt des Buches beschäftigt sich mit Perspektiven nach den Krawallen, zeigt aber auch Parallelen zu vorhergegangen Ereignissen auf. Slavoj Žižek geht auf den Wiederholungscharakter der Ereignisse ein, aber auch auf eine mögliche Verbindung zu den Protesten im Rahmen der Arabischen Revolutionen. Doch das, was am nachhaltigsten von den Riots im August übrig bleiben wird, sind die Repressionsmaßnahmen und ein Staatsapparat, der noch härter durchgreift als zuvor. Hiermit beschäftigen sich auch die letzten zwei Beiträge. Über 2.000 Menschen wurde allein innerhalb eines Monats nach Ausbruch der Ausschreitungen festgenommen, und die Strafen sind drakonisch: So wurden zwei junge Männer, die über Facebook zu Krawallen – die nie stattfanden – aufriefen zu vier Jahren Knast verurteilt. Ein anderer junge Mann ging für 16 Monate in den Knast, weil er an einem geplünderten Eis geleckt hat. Hier zeigt die Einheit aus Polizei, Politik und Medien, dass sie noch immer die Macht über die Leben vieler haben – und über deren Untergang.

Das Buch lässt mich mit vielen Fragezeichen zurück, aber auch mit vielen neuen Inspirationen. Die Dimension der Aufstände lässt eine genaue Analyse nur schwer zu: Zu viele verschiedene Faktoren können hierbei betrachtet werden, die Frage nach Polizeigewalt, sozialer Deprivilegierung und Marginalisierung, die Rolle von Städten und Gentrifizierung, Ausschluss von Konsum als weitere Widerwärtigkeit des kapitalistischen Systems und die Frage nach Alternativen werden auch von der Linken nur angetastet, aber können nicht ausreichend geklärt werden. Gerade die Auseinandersetzung um die Moralität der Aufstände ist jedoch sehr wertvoll und bietet Einblicke in das weite Spektrum der Linken. Im Buch finden sich keine wissenschaftlichen Texte oder stumpfe Pamphlete – aus den meisten der Texte sprechen die Emotionen, die sich beim Schreiben ergeben haben; über Wut und Verzweiflung bis hin zu Erstaunen über die Geschehnisse selbst. Und die Kürze der Zeit, die zwischen den Ereignissen im August und der Publikation des Buches lag, lässt über einige Fragen in Bezug auf die Textzusammenstellung hinwegsehen.

laika diskurs (Hg.) 2012:
Wenn die Toten erwachen. Die Riots in England 2011.
Laika Verlag, Hamburg.
ISBN: 978-3-942281-23-2.
184 Seiten. 14,90 Euro.

Zitathinweis: peps perdu: Von Wut bis Erstaunen. Erschienen in: . URL: https://kritisch-lesen.de/s/RQ6HK.

Es geht nicht um Fußball

Dagmar Schediwy
Ganz entspannt in Schwarz-Rot-Gold?
Der Neue deutsche Fußballpatriotismus aus sozialpsychologischer Perspektive

Der „neue deutsche Fußballpatriotismus“, so zeigt die Studie, erfüllt vor allem die Sehnsucht nach gefühlter nationaler Gemeinschaft und Zugehörigkeit.

Rezensiert von Selma Haupt

> *„70 Jahre Bundesrepublik haben ein neues Land mit neuen Werten hervorgebracht. Das Deutschland, auf das ich heute schaue, ist weder nationalistisch, militaristisch, ausländerfeindlich, noch chauvinistisch. Wir sind weltoffen und multikulturell, wirtschaftlich erfolgreich, wünschen uns die europäische Integration, setzten uns für freie Medien und Menschenrechte ein, versuchen uns an der Klimawende. Wir sind eine stabile, erfolgreiche und tolerante Demokratie, in der die individuelle Freiheit zur persönlichen Entfaltung im Grundgesetz festgeschrieben ist.“ (Kölner Stadtanzeiger, 23./24. Juni 2012, S. 4)*

So kommentiert Jan-Lucas Schanze (21 Jahre) unter dem Titel „Warum soll ich dieses Land nicht mögen?“ den „Jubel über die Nationalelf“ während der EM 2012, zu dem auch deutsche Fahnen gehören. Das Bild, dass der junge Journalist von Deutschland zeichnet, entspricht wohl dem Erleben eines privilegierten und unreflektierten Mitbürgers, der weder von rassistischen Übergriffen noch von deutschen Waffenlieferungen und Kriegseinsätzen oder dem erniedrigenden Umgang mit Flüchtlingen und deren unmenschlichen Abschiebungen und vielem mehr Kenntnis genommen hat. Auch während der 2012er Fußball-EM der Männer scheint ein offener Nationalismus weiterhin möglich, erwünscht und verteidigt zu werden. All jene, die diesen kritisieren oder überhaupt nur hinterfragen, werden als Nörgler und Miesmacher

abgestempelt. So hat es sich seit der „Heim“-WM 2006 bei Fußballgroßereignissen im öffentlichen Mainstream etabliert.

Kontext des neuen Fußballpatriotismus

Mit eben diesem „neuen deutschen Fußballpatriotismus“ (S. 2) und seiner Entwicklung zwischen 2006 und 2011 beschäftigt sich Dagmar Schediwy in ihrer Studie „Ganz entspannt in Schwarz-Rot-Gold?“. Im ersten Kapitel präsentiert sie Belege, die erklären sollen, warum Fußball so eine populäre Sportart ist. Die Erklärungen reichen von der Faszination der Sportart selbst, über das moderne Leistungsideal, dass sie verkörpert, bis zu der Suche nach kollektiven Identifikationsmöglichkeiten. Auch wenn die Autorin diese Ansätze nicht explizit diskutiert, scheint sie sich einem Spezifikum der letzteren Variante, der nationalen Identifikation, als bedeutsamer Erklärung zu widmen. Anschließend hat Schediwy zusammengetragen, welche historische Bedeutung und Entwicklung verschiedene, das Nationale prägende Begriffe wie Nation, Nationalismus und Patriotismus gehabt haben. Eine Skizze der Entwicklung von Fußball und Nationalgefühl in Deutschland bildet das zweite Kapitel. Dieser erste Teil der Dissertation ist von der Idee her sinnvoll, leider jedoch in der Ausführung zu wenig analytisch und argumentativ, so dass es weniger eine wissenschaftliche Grundlegung für die eigene Erhebung, als eine Darstellung verschiedener Ergebnisse zum Thema bildet. Die folgende Analyse der Printmedienberichterstattung während der WM 2006 hingegen ist interessanter. Im Ergebnis wird deutlich, dass der Eindruck eines neuen Deutschlands, dass eine „fröhliche und friedliche Fußballweltmeisterschaft“ (S. 91) ermöglicht, vor allem auch auf eine selektive Medienberichterstattung zurück zu führen sei. Dieser Text, der bereits 2008 in Schediwys „Sommermärchen im Blätterwald“ erschien und möglicherweise aufgrund dessen auch stilistisch aus dem Rahmen fällt, stellt gemeinsam mit einem knapp zweiseitigen Text über die Fernsehberichterstattung während der WM 2006 das Kapitel Mediendiskurse.

Bevor die Autorin zur ihrer eigenen Erhebung kommt, zeichnet sie weiterhin sehr deskriptiv die sozioökonomischen Bedingungen Deutschlands und die daraus resultierende Bedeutung für die Einzelnen fast ausschließlich anhand von Butterwegges, Löschs und Ptaks Sammelband „Kritik des Neoliberalismus“ (2008) und Heitmeyers „Deutschen Zuständen“ nach. Auch diese definitiv

wichtige Kontextualisierung ist in ihrer deskriptiven Variante wenig ertragreich, da sie zunächst neben den vorherigen Darstellungen steht und keine eigenen, auf die Studie bezogenen Positionierung oder Schlüsse zu finden sind.

Die Sehnsucht nach Zugehörigkeit

Die aus dieser Herleitung resultierende Forschungsfrage lautet dann endlich: „Wie lässt sich der ‚Neue deutsche Fußballpatriotismus' aus sozialpsychologischer Perspektive erklären?" (S. 137). Dafür hat Schediwy während der Männer-WM 2006 und 2010 wie auch während der EM 2008 der Männer und der WM 2011 der Frauen Interviews mit Menschen geführt, die sich aufgrund der Accessoires, der Kleidung und der Fahnen als Fans der deutschen Mannschaft zu erkennen gaben.

Die zunächst etwas langatmige Zusammenstellung der Untersuchungsergebnisse, sortiert nach den Interviewfragen, besteht vor allem aus vielen aneinandergereihten Zitaten der Befragten. Interessantestes Ergebnis ist hier, dass der von den Medien beschworene „Party-Patriotismus" (S. 143) in den Interviews zwar auftaucht wenn die Fans sich über das neue Gemeinschaftsgefühl und die mitreißende Stimmung äußern, die Beteuerung eines neuen Nationalgefühls gehe jedoch weit über diese „Party" hinaus. Den Interviewpartner_innen sei es besonders wichtig, dass ein „öffentliches Bekenntnis zum eigenen Deutschsein möglich ist, ohne daß das gleich mit Nationalismus oder Nationalsozialismus assoziiert wird" (S. 187).

Die von Schediwy aufgenommene Frage bezüglich der Fußballer mit „ausländischen Wurzeln" (S. 153) scheint mir zu stark an der medialen Rezeption dieses Themas angelehnt. Ihr sonst reflektierter Umgang mit nationalen Zuschreibungen ist hier bedauerlicherweise nicht vorzufinden. Sie diskutiert nicht, was mit Zuschreibungen wie „Migrationshintergrund" bewirkt wird oder wie diese verstanden werden könnte. Sie geht davon aus, dass in der 2010er WM mehr Spieler mit „Migrationshintergrund" gegeben habe als 2006. Würde man beispielsweise, die eigene Migration als Kriterium für die Bezeichnung „mit Migrationshintergrund" wählen, würde deutlich, dass 2006 vier der Fußballer der deutschen Nationalmannschaft nicht in Deutschland geboren sind und im Jahr 2010 fünf. 2010, und das wurde medial stark

diskutiert, gab es jedoch zu den fünf im Ausland geborenen Spielern noch sechs Spieler, die zwar in Deutschland geboren, auf Grund ihrer Eltern oder Großeltern jedoch einen „Migrationshintergrund“ aufzuweisen haben.

Die knapp hundert Seiten umfassende Gesamtauswertung bietet den aufschlussreichsten Teil der Studie. In der Suche danach, wie das untersuchte Material in seiner Gesamtheit zu deuten, wie der neue Fußballpatriotismus zu verstehen und welche Schlüsse daraus zu ziehen sein, kommt Schediwy zu dem Ergebnis, dass der gesamtgesellschaftliche Kontext für die Interpretation ihrer Erhebung entscheidend ist.

In der „Hartz-IV-Gesellschaft“ (S. 275), verstanden als eine Gesellschaft in der „soziale Kälte“ (S. 276) bestimmend sei, die das berufliche Scheitern in die Verantwortung des Einzelnen stelle und in der mit einem zunehmend prekären Leben der „soziale (…) Tod“ (S. 277) drohe, entstehe ein großes Bedürfnis nach Zugehörigkeit. Massenerlebnisse wie das insbesondere seit der 2006er WM populäre Public Viewing bieten die Möglichkeiten, diesen fehlenden „sozialen Kitt“ (S. 265) wieder zu erleben. Sich derart zugehörig fühlen zu können, könne als „Inklusionsstrategie“ (S. 285) verstanden werden, die aus Angst vor Exklusion oder aus dem Erleben derselben gewählt würde. Die Frage, warum gerade die nationale Identifikation den sozialen Zerwürfnissen entgegen gesetzt wird, beantwortet die Autorin schlüssig. Durch die mediale Darstellung und Vermittlung Deutschlands seit der WM 2006 erscheine es attraktiver zu dieser Nation zugehören. Die nationale Zugehörigkeit sei deswegen so erstrebenswert, da diejenigen, die sich einmal zugehörig fühlen dürfen, diesen Status nicht mehr verlieren können. Das ‚Deutsch-Sein‘ stehe also im Gegensatz zu beruflichen Perspektiven nicht unter „Prekaritätsverdacht“ (S. 288).

Die „tiefe Sehnsucht nach gemeinsamen Zielen, Gefühlen und Erfahrungen“ (S. 328), welche die Befragten äußerten, könne in den Fußballgroßereignissen befriedigt werden. So dass den Einzelnen, die „glaubten, an sich selbst verzweifeln zu müssen, da es keine Leistung gibt, deren Anforderungen sie als Einzelne genügen, (…) der Stolz auf das Kollektiv als Kompensation möglich und erlaubt“ (S. 302f) ist.

„Nationales Coming-Out“

Das derart erlebte „nationale Coming-Out“ (S. 313) betreffe vor allem die Jüngeren, die froh seien, endlich (wieder) stolz auf Deutschland sein zu dürfen. Von einem Coming-Out spricht sie, weil die Jugendlichen glauben, dieses Bedürfnis schon immer in sich zu haben, es aber bis dato nicht für möglich befunden hätten, dies zu zeigen. Dass Schediwy hier von einer „Jugendrevolte“ (S. 313) spricht, „mit der eine ganze Generation gegen das von den familiären und schulischen Sozialisationsinstanzen geprägte Geschichtsverständnis rebelliert“ (ebd.) scheint mir überzogen und begrifflich ungenau.

Abschließend lässt sich sagen, dass die vorliegende Studie der medialen Verharmlosung eines „Party-Patriotismus“ während der Fußballmeisterschaften aufs Deutlichste und zu Recht widerspricht und dabei gleichzeitig auf die Dynamik der gesellschaftlichen Verhältnisse aufmerksam macht, die es nicht zu vernachlässigen gilt. Im Sinne dieser Analyse bleibt mit Frank-Olaf Radke zu warnen:

> *„Überall, wo ‚Werte‘ und ‚Gemeinschaft‘ kurzgeschlossen und Wir-Gefühle beschworen werden, um Übereinstimmung in ‚der Mitte‘ zu erzeugen, besteht zumindest die Gefahr, dass grundlegende Spannungen geleugnet, grundsätzliche Antagonismen überspielt, ja legitime Konflikte delegitimiert werden.“ (Radtke 2011, S. 37)*

Zusätzlich verwendete Literatur

Radtke, Frank-Olaf (2011): Kulturen sprechen nicht. Die Politik grenzüberschreitender Dialoge. Hamburger Edition, Hamburg

Dagmar Schediwy 2012:
Ganz entspannt in Schwarz-Rot-Gold?. Der Neue deutsche Fußballpatriotismus aus sozialpsychologischer Perspektive.
LIT Verlag, Berlin.
ISBN: 978-3-643-11635-2.
366 Seiten. 34,90 Euro.

Zitathinweis: Selma Haupt: Es geht nicht um Fußball. Erschienen in: . URL: https://kritisch-lesen.de/s/bpQud.

Letzter Halt: Ökosozialismus

Arno Münster
André Gorz oder der schwierige Sozialismus
Eine Einführung in Leben und Werk

Arno Münster legt eine knappe und pointierte Darstellung des Denkens und Lebens von André Gorz vor.

Rezensiert von Philippe Kellermann

„In voraussehbarer Zukunft wird es“, so André Gorz in einem Vortrag 1966, „keine so dramatische Krise des europäischen Kapitalismus geben, daß die Masse der Arbeiter zur Verteidigung ihrer Lebensinteressen zum revolutionären Generalstreik oder zum bewaffneten Aufstand übergeht“ (Gorz 1966, S. 1). Vergegenwärtigt man sich, dass es nur kurze Zeit später in Frankreich im Mai 1968 zum größten Generalstreik in der Geschichte des Landes kam, macht einen die Bemerkung Arno Münsters, dass Gorz einer der „weitsichtigsten Zeitzeugen“ und „größten Visionäre unseres Zeitalters“ gewesen sei etwas stutzig (S. 7). Münster bezieht sich mit diesem Urteil in „André Gorz oder der schwierige Sozialismus. Eine Einführung in Leben und Werk“ aber auf anderes:

> *„Wo stünde heute die Ökologiebewegung in Frankreich und in Deutschland, wenn André Gorz ihr nicht die zentralen Begriffe zur Formulierung und Praktizierung einer politischen Ökologie geliefert hätte, die radikal mit dem Produktivismus und dem globalisierten Kapitalismus brach? Hätte es jemals [!] eine so große Bewusstwerdung von den grundlegenden Veränderungen in der Arbeitswelt gegeben, wenn Gorz sie nicht so eindringlich und genau in seinem Buch Critique de la division du travail (1973, dt. Kritik der Arbeitsteilung, 1982) analysiert und beschrieben hätte? Und wäre überhaupt jemals [!] so intensiv über die Rolle der Arbeiterklasse im Kampf für eine ‚bessere Gesellschaft' nachgedacht worden, wenn Gorz nicht in Adieux au prolétariat (1980, dt. Abschied vom Proletariat, 1981), einem ebenso mutigen wie umstrittenen Buch, den bei der Linken immer noch stark vorhandenen Mythos vom Proletariat (als der Hauptkraft der gesellschaftlichen Transformation) entzaubert hätte? Selbst wenn vielleicht einzelne seiner diesbezüglichen Thesen ‚provozierend' bzw. ‚exzentrisch' anmuteten, kann doch niemand ernsthaft bestreiten, dass diese theoretischen Pionierarbeiten einen ganz wesentlichen Beitrag zur (zeitgenössischen) Theorie des Sozialismus, der politischen Ökologie und des Neo-Marxismus geleistet haben." (S. 9f; Hervorhebungen im Original)*

Dieses enthusiastische Lob darf man wohl als Übertreibung ansehen, die zu Beginn des Textes die Spannung des/der Lesers/in entfachen soll und eine Hommage an den alten Bekannten des Autors ist. Man erahnt jedenfalls schon: Arno Münster ist von Gorz begeistert und bekennt dann auch ganz offen, dass er – der selbst mit Gorz (1923-2007) bekannt war –, als „regelmäßiger Leser des *Nouvel Observateur* und der *Temps Modernes*" – den beiden großen Zeitungen der französischen Linken – schon in den 1960er Jahren „fasziniert von der großen Qualität" der Gorz'schen Artikel gewesen sei (S. 7; Hervorhebungen im Original). Darüber hinaus habe Gorz gerade durch die Art und Weise, „wie er die allerhöchste theoretische Reflexion mit großer Bescheidenheit" verband, „auf seine spezifische Art und Weise" den „‚engagierten Intellektuellen'" verkörpert (S. 8).

Gorz selbst, der erstaunlicherweise mehr in anderen Ländern als in Frankreich rezipiert worden sei (vgl. S. 9), hatte nach Münster „vielleicht viel zu lange im Schatten des großen Meisters" Sartres agiert (S. 9), weshalb seine eigenständigen Leistungen lange nicht gebührend wahrgenommen wurden.

Sicherlich habe Gorz „lange Zeit seine eigene Rolle als kritischer und engagierter Intellektueller darin gesehen, die wichtigsten Begriffe und philosophischen Motive des Sartre'schen Existenzialismus weiterzuentwickeln" (S. 21), dabei aber ein „durchaus eigenes und autonomes Werk" hervorgebracht, das seine „eigene Originalität" besitze (S. 22).

Die Emanzipation von Sartre auf der „politischen Ebene" zeigt sich für Münster Anfang der 1970er Jahre, als Gorz den „promaoistischen Kurs von Sartre" nicht mitmacht (S. 22). Andererseits heißt es später konkretisierend, aber auch Verwirrung stiftend: „Während Sartre die maoistische ‚Gauche Prolétarienne' (Proletarische Linke) unterstützte, sympathisierte Gorz 1968 eher mit der Bewegung ‚Vive la Révolution'", die von Münster aber auch als „pro-maoistisch" bezeichnet wird (S. 73). Man hätte sich an solchen Stellen ein wenig mehr Klarheit erwünscht. Auch wird das Verhältnis von Gorz zum Mai 1968 nicht ganz deutlich. Einerseits werden Differenzen angedeutet: So habe Gorz die „Ereignisse" des Mai 68 „überwiegend" als „erfreulich" eingestuft (S. 58) – was aber lehnte er genau ab? Andererseits wird er dann geradezu „als einer der theoretischen Vorreiter dieser Bewegung" inszeniert (S. 73) – was mir zumindest neu ist.

Der Mai 1968 und die „dezidiert marxistische Periode" (1964-1970)

Es war *ein* wichtiger Aspekt des Mai gewesen – zumindest in weiten Teilen der Bewegung, wie bei den AkteurInnen des *Mouvement du 22 Mars* (Cohn-Bendit et cetera) –, dass man sich als „Bewegung" und „nicht" als „Partei" verstand (Gilcher-Holtey 1995, S. 163). Viele KommentatorInnen diagnostizierten aufgrund dieser strategischen Ausrichtung eine regelrechte „Renaissance des Anarchismus" (Stowasser 2007, S. 442; vgl. auch die interessanten Bemerkungen von Münster S. 54f. zu der Betriebsbesetzung von Lip, 1973). Auf diese Situation, die von Vielen – den Niedergang der ideologischen Vorherrschaft des orthodoxen Marxismus und seines Apparats, der KPF, vor Augen – begrüßt wurde, wobei sich mancher freute, dass die „verdrängte Sehnsucht nach dem Anarcho-Syndikalismus" nicht ausgemerzt werden konnte (Guérin 1969, S. 141), antwortete Gorz in gewisser Hinsicht recht orthodox:

> *„Da diese revolutionäre Krise von unorganisierten Bewegungen ausgelöst und durch die von der Studenten- und Arbeiter-Basis ausgehende Initiative zu ihrem Höhepunkt geführt wurde, mag die Versuchung stark sein, nunmehr das Problem der Umwälzung des bürgerlichen Staates in Begriffen des Anarcho-Syndikalismus aufzuwerfen: man könnte sich nämlich auf die Spontaneität der Massen berufen, im Aufstand den Königsweg der Revolution sehen und nicht nur die alten bürokratischen Apparate außer acht lassen, sondern auch absehen von den notwendigen Aufgaben der Vorbereitung, Planung und politischen Führung, die, wie sich gezeigt hat, diese Apparate aus Unfähigkeit nicht übernehmen konnte. Eine solche Rückkehr zum Anarcho-Syndikalismus, er mag in mancher Hinsicht noch so verlockend erscheinen, wäre aber in der Tat eine intellektuelle und politische Regression; ja mehr noch, sie wäre Ausdruck einer grundlegend falschen Einschätzung der Macht der Bourgeoisie wie auch des revolutionären Prozesses, der den Sturz eben dieser Bourgeoisie herbeiführen und die Arbeiterklasse an die Macht bringen soll. Im Mai 1968 wurde die Machtfrage gestellt, und sie muß ebenso auf der Tagesordnung bleiben wie die Frage nach dem Werkzeug zur Machtübernahme, d.h. nach einer neuen revolutionären Partei.“ (Gorz 1968, S. 81f)*

Falsch wäre es allerdings, daraus den Rückschluss zu ziehen, dass Gorz in seiner „dezidiert marxistischen Periode“ von 1964-1970 (S. 84) einen Marxismus vertreten hat, wie ihn die KPF repräsentierte.

Münsters Rede von „einem *anti-dogmatischen*, von jeglicher Orthodoxie und jeglichem Stalinismus gereinigten Marxismus“ (S. 9; Hervorhebung im Original) hat dagegen – lässt man sich von Superlativen („jeglicher Orthodoxie“) nicht beeindrucken – einiges für sich. Und Münster meint dann auch:

> *„Es besteht nicht der geringste Zweifel daran, dass André Gorz (neben Cornelius Castoriadis und Claude Lefort) zu jenen Intellektuellen gehört, die schon sehr früh jegliche Illusion über diese staatlich-bürokratische Verzerrung verloren hatten, dessen typischste Verkörperung sicherlich das Russland unter Stalin war.“ (S. 87)*

Nichtsdestoweniger zeigt die unmittelbare Antwort von Gorz auf die Mai-Ereignisse, dass es etwas unscharf ist, wenn Münster meint, Gorz habe „aus

dem Scheitern der Mai-Revolte 1968“ so radikale Lehren gezogen, dass er sogar schließlich „seinen ursprünglich marxistischen Ansatz“ überwand (S. 30). Denn erst einmal reagierte er (und nicht nur er) auf das „Scheitern“ des Mai mit einem im Grunde orthodox-marxistischen Reflex: die Partei hat gefehlt!

Der „philosophisch-politische Kurswechsel“ (1970ff)

Gorz’ „philosophisch-politische[n] Kurswechsel“, der in einer „eindeutigen und entschiedenen Hinwendung zur politischen Ökologie“ bestanden habe, „deren Haupttheoretiker er bald werden wird“ (S. 23), datiert Münster auf das Jahr 1970. Charakterisiert wird Gorz’ „originelle(.) Position“ als „zugleich innerhalb und außerhalb des Marxismus des 20. Jahrhunderts situiert“ (S. 33) und als eine solche, die auch an die „nicht-dogmatischen Tendenzen im gegenwärtigen Neomarxismus, des libertären Sozialismus und des Sozialismus der Arbeiterselbstverwaltung“ angeknüpft hätte (S. 34). In diesem Zusammenhang spricht Münster vom „Projekt der Entmystifizierung einiger Dogmen des orthodoxen und des zeitgenössischen Marxismus“, welche „in der Tat das Haupthindernis für die konkrete Analyse“ gewesen seien (S. 35). Mit solchen Ansätzen war Gorz jedenfalls nicht allein. So erklärte beispielsweise Foucault in einem Interview im September 1972:

> *„Mir obliegt die Analyse der historischen Wirklichkeit. Der erste Vorwurf, den ich also diesen Marxisten mache, die ich ‚kraftlos’ nenne, ist das Misstrauen, das sie dem historischen Material, der historischen Wirklichkeit entgegenbringen, mit der sie es zu tun haben, und ihre grenzenlose Ehrfurcht vor dem Text [von Marx; Anm. P.K.], was sie notwendig an die akademische Tradition der Textauslegung fesselt. (…) Mein zweiter Vorwurf ist eng damit verbunden. Er betrifft die Geschichte. Ich glaube, dass auch dort einige Marxisten, nicht unbedingt alle, dermaßen mit dem Kanon, mit den Regeln beschäftigt sind, die sie von Marx’ Texten abzuleiten glaubten, dass sie nicht in der Lage sind, eine wirkliche historische Analyse durchzuführen.“ (Foucault 1972, 507f)*

Und die Verbindung zwischen einem solchen „Projekt der Entmystifizierung“, gekoppelt an die Hinwendung zu einem „*Ökosozialismus*“ (S. 34;

Hervorhebung im Original) hätte zum Beispiel einen Vergleich mit dem Libertären Murray Bookchin nahe gelegt, der im ganzen Essay allerdings mit keinem Wort erwähnt wird. Ähnlichkeiten sind hier aber nicht zu übersehen. Wenn Münster beispielsweise meint, „dass die *ökologische Revolution*, zu deren Anwalt und Sprecher“ Gorz sich gemacht habe, „eine wirtschaftliche, soziale und kulturelle Revolution impliziert“ (S. 64; Hervorhebung im Original) so erklärte auch Bookchin: „Wenn die Ökologiebewegung nicht das Problem der Herrschaft mit all ihren Aspekten aufgreift, wird sie nichts dazu beitragen, um die grundlegenden Ursachen der ökologischen Krise zu beseitigen.“ (Bookchin zitiert nach.: Cantzen 1987, S. 211)

Anstatt dann (vielleicht zu Recht) zu kritisieren, dass „Gorz’ visionäre Kraft und seine mutige Entmystifizierung gewisser marxistischer Dogmen“ zwar „Bewunderung“ verdiene, aber auch ein „gewisses Defizit an Differenzierung“ in der Auseinandersetzung zu beklagen sei (S. 53), scheint mir vor allem fraglich, dass es Gorz’ „unbestrittenes Verdienst“ sei, „als erster den Mut gehabt zu haben, diese Grenzen [des Marxismus; Anm. P.K.] zu überschreiten“ (S. 42).

Teil seiner „Wende zum Öko-Sozialismus“ (S. 58) sei es jedenfalls auch gewesen, dass Gorz „nun bewusst auf den früheren Begriff der Partei als dem ‚geringeren Übel’ verzichtet und nun all seine Hoffnungen auf eine neue, basisorientierte sozialistische und ökologische Strategie der Überwindung des Kapitalismus“ gesetzt habe (S. 59). Aber wie lässt sich das wiederum mit dem Vorwurf an die reformerische Linke vermitteln, diese zeichne eine „viel zu große Schüchternheit bei der staatlichen Lenkung des Kapitalismus“ (S. 76) aus? Und wie mit Gorz’ Versuch einer Zusammenarbeit mit der Sozialistischen Partei, um hier seine Ideen umzusetzen, die – als „*konkrete Utopie*“ – eine neue Gesellschaft, die „auf der freiwillige[n] Selbstorganisation der Produzenten“ basieren soll, abzielte (S. 97; Hervorhebung im Original)? Der Staatstheoretiker Joachim Hirsch hat in Bezug auf Gorz deshalb wohl nicht zu Unrecht angemerkt, dass bei diesem „noch ein gewisser politischer Traditionalismus wirksam zu sein“ scheint, der sich darin kundtue, dass Gorz „noch recht stark auf die grünen Parteien“ gesetzt habe (Hirsch 2010).

Was bleibt zu tun?

Im letzten Abschnitt des Bändchens skizziert Münster unter der Überschrift „Zur Kritik der Wissensökonomie“ (S. 103), die „von Gorz zu Beginn des 21. Jahrhunderts eingeführten theoretischen Neuerungen“: die „Analyse der Transformation des formalisierten Wissens in ‚immatrielles Kapital’“ (S. 103). Hiervon ausgehend sind für Gorz die „wichtigste[n] Kategorien“ des gegenwärtigen Kapitalismus wie „Arbeit, Wert und Kapital“ neu zu bestimmen (S. 103). Der „Wissenskapitalismus“ (S. 104) sei darüber hinaus aufgrund seiner immanenten Dynamik (vgl. S. 106) und den von ihm produzierten „embryonalen Formen einer ‚anderen Gesellschaft’“ (S.110) – vor allem durch Formen eines „Anarcho-Kommunismus der Freien Software“ (Gorz zitiert nach S. 111) – „*die Krise* des Kapitalismus selbst“ (Gorz zitiert nach S. 104; Hervorhebung im Original). Und damit erweist sich Gorz zu guter Letzt doch wieder als durchaus orthodox: Die historische Notwendigkeit muss es richten. Orthodox ist dabei vor allem die Entmündigung der Vergangenheit, etwas vorsichtiger der Blick in die Zukunft:

> *„Ich behaupte nicht, dass diese radikalen Veränderungen Wirklichkeit werden. Ich sage nur, dass wir zum ersten Mal hoffen dürfen, dass sie Wirklichkeit werden. Die Mittel dazu existieren, ebenso wie die Menschen, die sich ihrer methodisch widmen.“ (Gorz zitiert nach S. 124; vgl. 33)*

Hat „uns“ aber „die Logik des Kapitals“ an die „Schwelle der Befreiung“ geführt (S. 33) oder nicht vielmehr immer tiefer hinein in die Unerbittlichkeit (nicht nur) des „Fantasiedefizit[s]“, das auch Gorz auf Seiten der Linken beklagte (vgl. S. 76)? Oder sind diese Fragen letztlich belanglos, weil der Sozialismus „zu allen Zeiten möglich“ sei, „wenn eine genügende Zahl Menschen ihn will“ (Landauer 1911, S. 66); dass folglich in diesem Sinn zu Handeln ist – ohne historische Rückversicherungen?

> *„Aber muss man denn an die Erfüllung dessen glauben, wofür man kämpft? Ist es denn nötig, hoffnungsfreudig zu sein, um tapfer zu sein? Muss man das Ergebnis seines Schaffens erleben wollen, um zu schaffen? Das meine ich, soll uns dieser Moment der Erinnerung an Bakunin lehren, dieses Eine: Man hat entweder einen obersten Trieb oder man hat ihn nicht. In wem der Trieb, volle ganze Menschenkultur zu schaffen, größer ist als die Lust an persönlichem Wohlergehen, als die Trägheit und Bequemlichkeit, der wird diesen Trieb über sein Leben bestimmen und walten lassen, was auch der Verstand und die Beobachtung der jetzt lebenden Menschen dazu sagen mag.“ (Landauer 1901, S. 169; Hervorhebung im Original)*

Lassen wir den „Trieb“ und den Pathos beiseite und fokussieren mit André Gorz abschließend aufs Wesentliche:

> *„Die Freiheit wollen, als oberstes Ziel und höchsten Wert, ist also nicht eine einfache Sache: Das ist die endlose Arbeit der Befreiung, durch die der Freiseiende sich erst frei macht oder zumindest zu machen sucht.“ (Gorz 1983, S. 101; Hervorhebung im Original)*

Fazit

Ein wesentlich besserer Kenner des Gorz’schen Werkes als ich es bin, betont in seiner Rezension von „ André Gorz oder der schwierige Sozialismus“, dass es Münster gelingt dieses „kurz und prägnant“ zu referieren (Walther 2011). Mir bleibt da nichts weiter übrig, als diesem Urteil zu vertrauen, da ich selbst nur sehr wenig von Gorz gelesen habe. Und ich muss sagen, dass ich nach der Lektüre dieser durchaus gut lesbar geschriebenen Einführungsskizze auch nicht das brennende Verlangen bekommen habe, dies zu ändern. Die unglaubliche Originalität von Gorz, wie sie Münster ab und an beschwört, konnte ich jedenfalls entweder nicht erkennen, oder sie bezog sich möglicherweise auf Themen und Fragestellungen, die meine Aufmerksamkeit nicht zu fesseln vermochten. Letzteres heißt natürlich weder, dass die Fragen, noch dass der Autor uninteressant ist – noch, dass damit ein Grund gegeben ist, diesen Essay nicht zur Kenntnis zu nehmen. Schön jedenfalls, wenn man Bekannte hat, die sich – wenngleich in bisweilen übersteigerter Euphorie – um ein würdiges Gedenken bemühen.

Zusätzlich verwendete Literatur

Rolf Cantzen 1987: Weniger Staat – mehr Gesellschaft. Freiheit – Ökologie – Anarchismus. Frankfurt am Main: Fischer Verlag.

Michel Foucault 1972: Von der Archäologie zur Dynastik, in: ders. Schriften. Band 2. Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag, 2002. S. 504-518.

Ingrid Gilcher-Holtey 1995: “Die Phantasie an der Macht.“ Mai 68 in Frankreich. Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag.

André Gorz 1966: Reform und Revolution. Frankfurt am Main: Europäische Verlagsanstalt, 1968.

André Gorz 1968: Revolutionäre Lehren aus dem Mai, in: A. Glucksmann / A. Gorz / E. Mandel / J.-M. Vincent. Revolution Frankreich 1968. Frankfurt am Main: Europäische Verlagsanstalt, 1968. S. 81-116.

André Gorz 1983: Marxismus und Existentialismus. Interview von Rainer Maischein und Martin Jander mit André Gorz, in: Verein Kritische Sozialwissenschaft und Politische Bildung (Hg.). Linke Spuren. Marxismus seit den sechziger Jahren. Wien: Verlag für Gesellschaftskritik. S. 87-115.

Daniel Guérin 1969: Mai 68 – Kontinuität und Wiederanfang, in: Unter dem Pflaster liegt der Strand. Band 1. Berlin: Karin Kramer Verlag, 1974. S. 139-142.

Joachim Hirsch 2010: Auswege aus dem Kapitalismus. Rezension zu André Gorz: Auswege aus dem Kapitalismus. Beiträge zur politischen Ökologie, unter: www.linksnetz.de

Gustav Landauer 1901: Über Michael Bakunin. Ein Nachwort, in: ders. Internationalismus. Ausgewählte Schriften. Band 1. Lich: Edition AV, 2008. S. 168-170.

Gustav Landauer 1911: Aufruf zum Sozialismus. Berlin: Oppo Verlag, 1998.

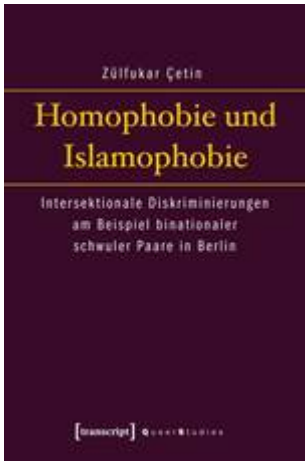
Horst Stowasser 2007: Anarchie! Idee – Geschichte – Perspektive. Hamburg: Edition Nautilus.

Rudolf Walther 2011: Der Ökosozialist aus Frankreich, in: taz. die tageszeitung. 12.11.2011.

Arno Münster 2011:
André Gorz oder der schwierige Sozialismus. Eine Einführung in Leben und Werk.
Rotpunktverlag, Zürich.
ISBN: 978-3-85869-461-4.
127 Seiten. 9,50 Euro.

Zitathinweis: Philippe Kellermann: Letzter Halt: Ökosozialismus. Erschienen in: . URL: https://kritisch-lesen.de/s/swJuN.

Das Erleben homophober und rassistischer Diskriminierungen in schwulen binationalen Partnerschaften



Zülfukar Çetin
Homophobie und Islamophobie
Intersektionale Diskriminierungen am Beispiel binationaler schwuler Paare in Berlin

Zülfukar Çetins Dissertation stellt eine vorzügliche qualitative intersektionale Untersuchung dar.

Rezensiert von Heinz-Jürgen Voß

Seit wenigen Jahren hat auch in der Bundesrepublik Deutschland das Nachdenken über die Verschränkungen von Diskriminierungen nachhaltig begonnen. Es wird klar, dass Rassismus und Homophobie, dass die Ablehnung von Menschen mit Behinderungen und von Prekarisierten viel miteinander gemein haben; dass zudem Diskriminierungserfahrungen nicht abgelöst und getrennt betrachtet werden können, sondern dass Diskriminierungen in der je individuellen Situation und für den ganz konkreten Menschen spezifisch wirken. Und es wird zunehmend erkannt, dass die Diskriminierungen einzelner Menschen grundlegend mit den gesellschaftlichen Verhältnissen in der BRD verwoben sind.

Die Studie „Homophobie und Islamophobie: Intersektionale Diskriminierungen am Beispiel binationaler Paare in Berlin“ ermöglicht hier nun einen guten Einstieg in die entsprechenden Forschungen und bietet den mit intersektionalen Forschungen Vertrauten weiteres, gut ausgearbeitetes und reflektiertes Material an. Zülfukar Çetin hat für seine kürzlich beim Transcript-Verlag erschienene Untersuchung Interviews mit schwulen Männern geführt, die in Berlin in einer binationalen Eingetragenen Lebenspartnerschaft leben. Çetin interessierten die Erfahrungen mit Diskriminierungen vor dem Hintergrund der Binationalität. Der detaillierten Vorstellung der Interviews und ihrer Auswertung geht eine ausführliche Einordnung in den Forschungskontext voraus, die bereits für sich allein einen besonderen Wert darstellt. Darin wird der derzeit erarbeitete Wissensstand präzise festgehalten und für ein konkretes Forschungsvorhaben fortentwickelt.

Der Kontext

Çetin stellt fest, dass aktuell insbesondere aus der Bundesrepublik Deutschland Versuche unternommen werden, das eigene Land als plural und tolerant darzustellen. Er zeigt, wie dabei Diskriminierungen übersehen werden, die nach wie vor wirksam sind. Übersehen werden derzeit allzu gern die selbst in der jüngeren Geschichte (und aktuell) vorhandene institutionalisierte Homophobie und der massive institutionalisierte Rassismus. Letzterer hat zuletzt dazu geführt, dass zumindest unter Kenntnis staatlicher Organe, wohl auch mit der direkten Unterstützung aus dem Geheimdienst, rassistisch und neofaschistisch motivierte Morde begangen werden konnten. Unterhalb dieser Spitze des Eisberges zeigen sich Diskriminierungen und Hass institutionalisiert und gesellschaftlich verbreitet. So stellt Çetin fest, dass gerade „staatliche Institutionen im Bereich der Gesundheit, des Rechtes, der Wohlfahrt und der Erziehung (…) soziale Ungleichheiten“ *erzeugen*, dass beispielsweise Menschen mit einem „islamischen Hintergrund auf dem Arbeitsmarkt und im Bildungsbereich häufig von direkten und indirekten institutionalisierten Diskriminierungen betroffen“ sind (S. 23). Auf der institutionalisierten Ebene, auf der aktuell gern von Pluralität gesprochen wird, zeigen sich manifeste Diskriminierungen von Menschen, die anders sind. Das gesellschaftliche Klima geht darüber hinaus und ergänzt das institutionalisierte Bedrohungsszenarium gegenüber irgendwie von der Norm abweichenden Menschen.

Vor dem Hintergrund der Beschreibungen zur aktuellen Verbreitung von Rassismus und Homophobie in der Bundesrepublik Deutschland, wobei Çetin auch begründete methodische Kritik an etablierten Studien wie den „Deutschen Zuständen“ von Wilhelm Heitmeyer übt, (vgl. S. 25f) skizziert Çetin, wie sich Rassismus und Homophobie historisch entwickeln konnten. Hierbei schließt er an die mittlerweile etablierten Einordnungen an, in denen für Rassismus das Jahr 1492 als Startpunkt benannt wird, verbunden mit der Vertreibung der Juden durch die Reconquista in Spanien. Das Jahr 1492 wird damit als Beginn der rassistischen Unterscheidung von Menschen und des Kolonialismus gleichermaßen angesehen (vgl. S. 28). Hingegen etablierte sich der moderne – biologistisch argumentierende – Rassismus ab dem 18. Jahrhundert; neuerdings muss auch mit einem kulturalistisch argumentierenden Rassismus umgegangen werden, in dem Kulturen als unvereinbar miteinander postuliert werden (S. 41). Besonderen Vorurteilen unterliegt hier die islamische Religion. Menschen, die als Musliminnen und Muslime wahrgenommen werden, haben mit besonderen staatlichen und gesellschaftlichen Benachteiligungen zu rechnen. Unter anderem zeigt sich das beim Einbürgerungstest, der sich explizit gegen eine vermeintlich erhöhte Homophobie bei Muslim_innen richten sollte.

Für die Herausbildung von Homosexualität und Homophobie schließt sich der Autor den Beschreibungen der mittlerweile verbreitet rezipierten Studie von Georg Klauda „Die Vertreibung aus dem Serail: Europa und die Heteronormalisierung der islamischen Welt“ an. Aufbauend auf Michel Foucaults Beschreibungen hatte dieser expliziert, wie sich seit der Mitte des 19. Jahrhunderts (mit kleineren Vorläufern seit der aufkommenden bürgerlichen Gesellschaft) Homosexualität als Identitätsform herausgebildet hat und dass sie insbesondere in medizinischen Kontexten entwickelt wurde. Parallel zur klaren Einhausung von Sexualverhalten in feste Identitäten, die sich seitdem vollzogen hat, entwickelten sich auch Homophobie und institutionalisierte Homosexuellen-Verfolgung, die im Rahmen des Kolonialismus und der postulierten „Überlegenheit“ europäischer Gesellschaften weltweit exportiert wurden. Çetin stellt fest, dass Homophobie in Europa und der Bundesrepublik Deutschland noch weit verbreitet ist (S. 72). Dies begründet Çetin ausführlich über die in der Gesellschaft verankerte Heteronormativität, in der jeder Mensch tagtäglich als vermeintlich heterosexuell angesprochen wird und davon abweichende Lebens- und

Begehrensweisen als „anders“ erklärt und stigmatisiert werden (S. 53ff); auf jeden Fall wird den „anders“ lebenden Menschen ein besonderes Tun wie ein „Coming out als homosexuell“ abverlangt.

An diese grundlegende theoretische Einbindung von Rassismus und Homophobie in der aktuellen Gesellschaft anschließend, wendet sich der Autor ausführlicher der Eingetragenen Lebenspartnerschaft zu. Ihre Einführung wurde als besonderer emanzipatorischer Fortschritt gefeiert und tatsächlich wurden damit einige Verbesserungen für schwule und lesbische Paare erreicht. Nicht zuletzt verbindet sich mit ihr eine größere gesellschaftliche Sichtbarkeit paarweiser homosexueller Lebensweise, die eine größere Akzeptanz dieses Zusammenlebens bedingen könnte. Çetin weist aber auch nach, wie gerade mit dem institutionellen Vorgang der Eintragung einer Partnerschaft massive Diskriminierungen binationaler Paare verbunden sind. Er seziert, wie hier Homophobie und Rassismus in die aktuelle behördliche Praxis eingegangen sind. So wird von homosexuellen binationalen Paaren eine Ehetauglichkeitsbescheinigung erwartet – in Kenntnis von möglicherweise vorhandenen Diskriminierungen Homosexueller im Herkunftsland eines_einer migrierten Partners_Partnerin. An anderer Stelle trifft die Diskriminierung in gleicher Weise hetero- und homosexuelle binationale Paare, nämlich dann, wenn oft bei einer binationalen Partnerschaft zunächst unterstellt wird, dass es sich um eine „Scheinehe“ handele. Ebenfalls gleichermaßen sind hetero- und homosexuelle Partnerschaften von den ungleichen Rechten betroffen, die sich für die Partner_innen in einer binationalen Partnerschaft ergeben. So hat die Bundesregierung 2011 eine Art „Zwangsehe“ eingeführt, beziehungsweise diese weiter verschärft: Ein_e Partner_in aus einem Nicht-EU-Land erhält damit erst bei einer Dauer der Partnerschaft von drei Jahren (bisher waren es zwei Jahre) einen eigenständigen Aufenthaltstitel, der zudem auf ein Jahr beschränkt ist. Selbst eine gewalttätige Beziehung muss nach dem Willen der Bundesregierung unter Angela Merkel ertragen werden – ansonsten droht die Abschiebung. Verbunden mit institutioneller und nicht-institutioneller Diskriminierung sind auch partnerschaftliche Spannungen, wie in den Interviews deutlich wird (vgl. S. 110ff).

Die Interviews

Es zeigt sich in der ausführlichen Beschreibung und Auswertung der Interviews, dass Çetin den theoretischen Hintergrund ausgehend von den Befragungen entwickelt hat. Das macht die Lektüre besonders erhellend, weil sich die vorangestellten theoretischen Einordnungen in den konkreten Lebensgeschichten der Befragten expliziert finden, der Autor seine Argumentation kontinuierlich aufbaut. Dabei erhält das von den Interviewten Berichtete Raum, obgleich der Autor es aufbereitet vorstellt und nur punktuell direkte Zitate einbindet. Ersichtlich wird, dass die intersektionale und individuell orientierte Herangehensweise, die der Autor zuvor entwickelt hat, nötig war, um die konkreten Auswirkungen von Diskriminierungen in den Blick zu bekommen.

Çetin hat zahlreiche Interviews geführt und stellt im Buch sechs davon vor, darunter zwei Interviews mit Schwulen „deutscher Herkunft“, die aktuell in einer binationalen Partnerschaft leben. Für beide Interviewpartner stellt er fest, dass die Phase ihrer Selbstakzeptanz als homosexuell „durch Enttäuschung, Krisen und Verdrängung“ gekennzeichnet ist.

> *„Weil beide Interviewpartner aus kleinen Städten stammen, in denen das Individuum häufiger soziale Kontrolle und Repression erfährt als in Großstädten, sind sie mit patriarchalen heteronormativen Lebensformen und Rollenerwartungen konfrontiert. Während Kai durch seine katholische Mutter auf Homophobie stößt, ist Frank auf ähnliche Weise durch seine konfessionslose Mutter mit heteronormativen Erwartungen und Wünschen konfrontiert.“ (S. 381)*

Während sich bei Frank und Kai die Homosexualität und das Coming out als besonders belastendes Moment darstellen, zeigt sich bei Arda und Ali, die beide türkeistämmig sind, ein anderes Bild. Die Anerkennung der eigenen Homosexualität bedeutet für beide psychische Entlastung. Gleichzeitig erleben sie Diskriminierungen. Da beide in der Türkei unter anderem auf dem Arbeitsmarkt homophobe Diskriminierungen erlebten, verbinden sie mit der Einwanderung in die Bundesrepublik Deutschland weitreichende Erwartungen. Diese werden enttäuscht und bewirken Belastungen auch für die partnerschaftlichen Beziehungen:

> *„Während Arda am Anfang unterqualifizierte und schlecht bezahlte Jobs annehmen musste, konnte Ali zu Beginn keine Arbeit finden. Aufgrund der schlechten Bezahlung bzw. Arbeitslosigkeit waren beide Interviewpartner von ihren Partnern finanziell abhängig. (…) Zur Sprachbarriere und der prekären finanziellen Situation kamen und kommen für beide Interviewpartner die Erfahrungen mit Fremdheit hinzu. Während Arda diese Erfahrungen kompensieren kann, scheint Ali davon sehr stark betroffen zu sein.“ (S. 375)*

Die Interviewten Can und Hamid sind hingegen durch eine binationale und bikulturelle Sozialität geprägt. „Das Dreieck von Islam, Katholizismus und Homosexualität führte [Can] zu diversen komplexen Gefühlen und Situationen: Die Verlaufskurve der mehrfachen Identitäten [und den damit verbundenen Erfahrungen, Anm. H. V.] war so mächtig, dass er sich öfters selbst unterstellte, pervers, krank und abnorm zu sein.“ (S. 378) „Von dieser Mehrfachidentitätskrise ist auch Hamid betroffen. Sein dominanter muslimischer Vater einerseits, die westliche Lebensweise außerhalb des elterlichen Hauses andererseits und zumal die Bemühung, beidem gerecht zu werden, lösten bei Hamid schwer zu überwindende Auseinandersetzungen aus.“ (S. 378) Sowohl Can als auch Hamid erleiden homophobe und rassistische/rassifizierende Diskriminierungen.

Bei allen sechs Interviewten wird eine individuell unterschiedliche Diskriminierungssituation ersichtlich und alle entwickeln einen eigenen Umgang mit dieser. Gleichzeitig belegt Çetin, dass die „mehrdimensionalen Diskriminierungen“ nicht sporadisch und uneinheitlich auftreten, sondern dass „Ein- und Ausschlussmechanismen [von] bestimmte[n] Machtinstanzen“ ausgehen (S. 397). Die Studie zeigt damit, „dass *Ausländer* und als *Ausländer angesehene* Menschen in der Aufnahmegesellschaft wenig Chancengleichheit und Zugang zu wirtschaftlichen und sozialen Ressourcen haben.“ (S. 396) Daraus ergeben sich weitreichende soziale Auswirkungen, die auch die individuelle partnerschaftliche Beziehung betreffen.

Çetins Arbeit ist ein wichtiger Schritt, Diskriminierungen und ihre Verschränkungen nachhaltig in den Blick zu bekommen und gesellschaftliche Veränderungen anstoßen zu können.

Zülfukar Çetin 2012:
Homophobie und Islamophobie. Intersektionale Diskriminierungen am Beispiel binationaler schwuler Paare in Berlin.
Transcript Verlag, Bielefeld.
ISBN: 978-3-8376-1986-7.
422 Seiten. 32,80 Euro.

Zitathinweis: Heinz-Jürgen Voß: Das Erleben homophober und rassistischer Diskriminierungen in schwulen binationalen Partnerschaften. Erschienen in: .
URL: https://kritisch-lesen.de/s/65eTR.

Materie und Idee

Julia Reuter
Geschlecht und Körper
Studien zur Materialität und Inszenierung gesellschaftlicher Wirklichkeit

Mit „Geschlecht und Körper“ legt Julia Reuter eine Aufsatzsammlung vor, die zur Einführung ins Thema ebenso dient wie der vertiefenden Betrachtung bestimmter Bereiche des mit dieser Überschrift doch recht groß angelegten Feldes.

Rezensiert von Anja Gregor

Julia Reuter legt mit dieser Veröffentlichung eine Sammlung verschiedener Einzelstudien vor, die einen praxistheoretisch und ethnographisch orientierten Blick auf die Verquickung von Körper und Identität, Geschlecht und Materie werfen. Die zehn Aufsätze sind in drei Kapitel gebündelt, ohne erschöpfend sinnlogische Ergänzungen oder Entsprechungen zu bilden; dennoch lässt sich die Ordnung nachvollziehen: Der Blick auf das Phänomen der Fremdheit (das Andere oder das Un-Normale) eröffnet verschiedenes sozialtheoretisches Potential; die Betrachtung der Verschränkung des GeschlechtsKörpers mit sozialer Praxis und Identitätsparametern findet über empirische Befunde zu Brustkrebserkrankungen und theoretische Überlegungen zur Transsexualität statt; verschiedene Aspekte der privaten Sphäre (Liebestourismus, Care-Arbeit, Religion) werden im dritten Abschnitt untersucht und zum Teil intersektional systematisiert.

Anderes und Fremdes

Das erste Kapitel „Körper, Fremdheit Gesellschaftliche Ordnung“ beginnt mit einer systematischen Darstellung der Notwendigkeit eines reflektierten Blicks auf das Andere der Ethnologie. Reuter erläutert in „Konstruktionen des

Fremden und die Körperlichkeit ethnologischer Feldforschung“, wie die Fähigkeit des Sehens (und dessen kognitive Verarbeitung) die gesamte Anatomie des Schauens beeinflusst, indem neben der Auswahl und Inszenierung der Bilder vom Fremden (ob in ethnographischen Beschreibungen oder auf technisch erzeugten Bildern) diese immer auch „das Bild der Kultur des Betrachters/der Betrachterin mittransportieren“ (S. 38). Der kulturell geprägte Blick der forschenden Person muss zwangsläufig partiell und selektiv bleiben und produziert, bleibt dies unreflektiert, in seinen Ergebnissen eine ‚VerAnderung‘ (othering), die das Beobachtete erst zum Anderen, Exotischen, Fremden konstruiert. In „Verkörperte Fremdheit. Zur Darstellung in Indifferenz im modernen Alltag“ greift Reuter theoretische Überlegungen zur Praxis von Fremdheit in der globalisierten modernen Gesellschaft auf. In der Interaktion beispielsweise an Flughäfen, im Fahrstuhl oder im Einkaufzentrum (mit Marc Augé als „Nicht-Orte“ bezeichnet) wird es für die Individuen zur Notwendigkeit, Fremde unter Fremden zu bleiben; insbesondere die körperliche Darstellungsleistung der Gleichgültigkeit stellt die Materialität der Fremdheit heraus und ist nach Reuter jener Aspekt, der, detailliert betrachtet, die Chance zu einer allgemeinen Sozialtheorie des Fremden biete. Im dritten Aufsatz, „Der Körper als Seismograph gesellschaftlicher Unordnung“, nimmt Reuter für eine kriminologische Auseinandersetzung das Potential von Körpern in den Blick, gesellschaftliche (Un)Ordnung zu stiften: Foucaults Überlegungen zu Normalisierungspraktiken des Körpers, ergänzt um handlungstheoretische Konzepte (Reuter nennt hier insbesondere den Soziologen Erving Goffmann), können Körper als Akteure von sogenannten „Doppelspielen“ (körperliche Inszenierung von Normalität bei eigentlichem „Anderssein“) oder professionellen Täuschungen erfasst und die „professionelle Inszenierung der Selbstkontrolle“ kriminologisch identifiziert werden. Im letzten Artikel des Kapitels spricht sich Reuter für die empirische Dokumentation performativer Akte aus. Mit Judith Butler und Goffman zeigt sie in „Eigensinnige Körperinszenierungen. Zur Materialität des Performativen“, dass Geschlecht-Sein und einen Geschlechtskörper haben nicht untrennbar miteinander verknüpft sind, „denn der Alltag kennt viele ‚praktische Spielräume‘, die eine Ambiguitätstoleranz für unklare und unstete Geschlechtsdarstellungen ebenso einschließen wie praktisches Unterlaufen von Strukturen“ (S. 99).

Geschlecht, Identität und Interaktion

Eine Untersuchung zum Umgang brustkrebskranker Frauen mit der Krankheit steht am Beginn des zweiten Kapitels „Geschlechter-Körper, Identität, soziale Praxis“. Reuter stellt in „Krankheitserleben und Geschlechterrollenkonflikte brustkrebsbetroffener Frauen“ die Bedeutung der Brust nicht nur als körperliche Gegebenheit, sondern auch als gesellschaftliches Symbol für Weiblichkeit heraus. Zunächst systematisiert sie die verschiedenen Phasen des Umgangs mit einer Brustkrebsdiagnose und -behandlung bei erkrankten Frauen. Anschließend zeigt Reuter, dass der Umgang mit dem Verlust der Brust – insbesondere das Erforschen der Krankheit als „informierte Patientin“ bis hin zur Co-Expertin für die Krankheit, die auf Augenhöhe mit den behandelnden Mediziner_innen interagieren kann – die Herstellung eines neuen Subjektstatus darstellt, um den Verlust des alten, nämlich den der „gesunden Frau“, zu kompensieren. Zu „Zwischen den Geschlechtern. Der/die Transsexuelle als vertraute/r Fremde/r“ wird über die Medikalisierung beider Phänomene und den Verlust des alten Subjektstatus (beide seien für eine gewisse Zeit „Schwellenwesen“ zwischen den Geschlechtern) die thematische Brücke geschlagen. Der Aufsatz möchte Transsexualität als Phänomen zur Untersuchung des Verhältnisses von Körper und Geschlecht betrachten. Reuter verfehlt dieses Ziel unter anderem aufgrund der mangelhaften definitorischen Trennung von Trans* und Intergeschlechtlichkeit: So bezeichnet sie beispielsweise Hercule Barbin, eine intergeschlechtliche Person im 19. Jahrhundert, dessen biographische Aufzeichnungen von Foucault veröffentlicht wurden (vgl. Foucault 1988), als transsexuelle Person und scheint „Hermaphrodit“/Zwitter und „Transsexuelle_r“ deckungsgleich zu verwenden (siehe unten). Zudem weisen ihre Ausführungen Schwächen innerhalb des Phänomenbereiches auf: Sie unterstellt Trans*-Personen einen „(zeitweiligen) Zwitterstatus“ (S. 128), postuliert an anderer Stelle, dass „Transsexualität primär der Wunsch nach Intelligibilität“ sei, „nach Zugehörigkeit, nach Mensch-Sein, der *mit Hilfe des* Körper (sic!), nämlich durch die Geschlechts-Identität, verwirklicht werden soll“ (S. 139, Herv. i. O.), dass Trans*-Personen generell einen „Wunsch nach Anerkennung *in* der bestehenden binären Geschlechterordnung“ (S. 141, Herv. i. O.) verspüren - und verkennt damit die zahlreichen Trans*-Personen, die keineswegs eine körperliche Zurichtung hin zu einem normierten Geschlechtskörper anstreben. Sie nennt die Internetseite des intergeschlechtlichen Aktivisten Michel Reiter

als Informationsquelle neben anderen Seiten von „Transsexuellen und Transgender-Netzwerken, die neben persönlichen Kontakten und Erfahrungsaustauschen auch über Literatur-, Kosmetiktipps oder Klinikadressen informieren“ (Fußnote 17 S. 139) und unterstellt zu guter Letzt einen generalisierten „Leidensdruck (…) der/des Transsexuellen“ (S. 142). Zudem hätte mit der Neuveröffentlichung des Artikels die ehemals zwangsweise Kastration der Trans*-Personen nach dem Transsexuellengesetz korrigiert werden können: Seit Januar 2011 ist diese Voraussetzung ersatzlos gestrichen (vgl. Pressemitteilung 7/2011 des Bundesverfassungsgerichtes). Auf eine inhaltliche Auseinandersetzung mit dem Artikel soll deshalb verzichtet werden. In „Praktizierte Kultur. Das stille Wissen der Geschlechter“ bleibt es glücklicherweise bei der fehlerhaften Bezeichnung der Trans*-Frau Agnes (aus Harold Garfinkels berühmter Studie, siehe unten) als „Hermaphroditen Agnes“ (S. 159) und der erneuten Unterstellung eines generalisierten Wunsches nach einer operativen körperlichen Geschlechtsangleichung von Trans*-Personen (vgl. S. 162). Dennoch können diese als weitere Hinweise auf Reuters lückenhaftes Wissen (oder die lückenhafte Darstellungen desselben) um beide Phänomene gelesen werden. Dieser Aufsatz zeichnet das fraglose KörperWissen der Geschlechter, also die selbstverständliche Inszenierung der eigenen Erscheinung als Mann oder Frau nach und stellt Trans*-Personen als Wissensinhaber_innen dieses ansonsten verdeckten Wissens heraus. Letztlich scheint Reuter hier aber keine wirklich neuen Erkenntnisse zur Debatte zu stellen, sondern verweist mit der Darstellung etablierter Theorien (Harold Garfinkel, Erving Goffman, Stefan Hirschauer) auf die Notwendigkeit praxistheoretischer Untersuchungen zum Thema, die die Eingebundenheit des Körpers in die Praxis des doing gender als eine, die wiederum nur in Interaktion mit anderen funktioniert, stärker akzentuieren.

Geschlecht aus globaler Perspektive

Das dritte Kapitel beginnt mit der Untersuchung „Globalisierung und Geschlecht. Das Beispiel Liebestourismus und Haushaltsmigration“. Reuter möchte hier zeigen, „inwieweit Geschlecht als *strukturiertes* und *strukturierendes* Moment der Globalisierung in Erscheinung tritt“ [Herv. i. O.], indem das Potential der Entwicklung „‚hybride[r]‘ Beziehungspraxen“ (S. 174) in interkulturellen Verbindungen zwischen Frauen aus europäischen

Industrieländern und indonesischen Männern herausgestellt und erläutert wird, wie weltweite Fürsorgeketten die Emanzipation der mitteleuropäischen Mittelstandsfrau erst ermöglichen. Hier entstehen komplexe Diskriminierungszusammenhänge, indem eine sexistische Aufwertung der Migrantinnen gegenüber den „deutschen Gastmüttern als ‚Rabenmütter'" und eine rassistische Abwertung der Migrantinnen durch die deutschen Frauen als „Perle" etc. stattfinden. Geschlechtliche und rassistische Diskriminierung greifen neu ineinander (vgl. S. 180). Reuter zeigt an den beiden Beispielen die „Kreolisierung von Geschlecht" (S. ?), das heißt die Herstellung geschlechtlicher Verhaltensmuster durch unterschiedliche kulturelle Kontexte (vgl. S. 182). Kann sich kein_e Au-Pair geleistet werden, findet eine Umdeutung der Ungleichheit der Aufgabenverteilung in heterosexuellen Beziehungen statt. Reuter zeigt dies im Aufsatz „Die Ungleichheit der Geschlechter im Privathaushalt": Die geschlechtlichen Praktiken sind in den Körper eingeschrieben und reproduzieren eine Aufgabenteilung, die weiterhin stereotypen Geschlechtsvorstellungen gerecht wird, wenn Männer administrative und technische Aufgaben übernehmen, während Frauen weniger angesehene Aufgaben wie die Reinigung der Toilette oder das Wickeln der Kinder übernehmen. Der letzte Aufsatz „Muslimisch, weiblich, selbstbewusst. Selbstorganisation und Interessenartikulation von Migrantinnen" macht selbstorganisierte Zusammenhänge muslimischer Frauen unter dem seit den 1990er Jahren immer häufiger auftauchenden und somit recht neuen Label des islamischen Feminismus fruchtbar. Reuter stellt verschiedene Organisationsorgane und -formen von Muslimas in Deutschland vor, begrenzt ihre Überlegungen jedoch nicht national und stellt heraus, „dass es eine globale muslimische Frauenbewegung gibt, in der Frauen Religion als Kapital für ihre Identitätsbildung auch gegen Widerstand zu ihren Gunsten nutzen" (S. 215). Sie räumt aber ein, dass es *den* islamischen Feminismus nicht gibt, sondern auch hier verschiedene Feminismen nebeneinander existieren – wie die Freiburger Geschlechter Studien in ihrer 24. Ausgabe 2010, „Feminisms Revisited", für den deutschsprachigen Raum herausgearbeitet haben (vgl. Penkwitt 2010). Reuter schließt den Aufsatz mit der Forderung, den Widerspruch zwischen der Lockerung und dem gleichzeitigen Schutz traditioneller Geschlechtermuster durch die Berufstätigkeit und gute Bildung einerseits, das Verschleiern im öffentlichen Raum andererseits anzuerkennen und in zukünftiger Forschung zu berücksichtigen.

Fazit

„Geschlecht und Körper“ ist Einführungs- und Vertiefungslektüre zugleich. Reuter bietet verschiedene Perspektiven auf die Körpersoziologie an, möchte die „allgemeinsoziologische Bedeutung von Körper und Geschlecht als Basiskategorien der Soziologie“ herausstellen und die Bedeutsamkeit „der materiellen, das heißt praktischen Verkörperung und Vergeschlechtlichung gesellschaftlicher Ordnung“ (S. 16) herausarbeiten. Wenn Reuter auch bei der Auseinandersetzung mit dem Thema Transsexualität inhaltlich zurückbleibt, so hat sie ihr Ziel dennoch erreicht: zu zeigen, „wie Körper und Geschlecht als Materie und Idee die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit im privaten, öffentlichen und professionellen Alltag formen und durch sie geformt werden“ (S. 15).

Zusätzlich verwendete Literatur

Garfinkel, Harold (1967): Studies in Ethnomethodology. Prentice Hall, Englewood Cliffs/NJ.

Goffman, Erving (1969): Wir alle spielen Theater. Die Selbstdarstellung im Alltag. Piper, München.

Goffman, Erving (1994): Interaktion und Geschlecht. Campus, Frankfurt/Main.

Hirschauer, Stefan (1993): Die soziale Konstruktion der Transsexualität. Suhrkamp, Frankfurt a.M.

Penkwitt, Meike (2010) (Hg.): Feminisms Revisited. Ausgabe 24/2010 der Freiburger GeschlechterStudien. Freiburg, Opladen.

Julia Reuter 2011:
Geschlecht und Körper. Studien zur Materialität und Inszenierung gesellschaftlicher Wirklichkeit.
Transcript Verlag, Bielefeld.
ISBN: 978-3-8376-1526-5.
252 Seiten. 25,80 Euro.

Zitathinweis: Anja Gregor: Materie und Idee. Erschienen in: . URL: https://kritisch-lesen.de/s/YKCGQ.

Der Staat bei Luxemburg und die Hoffnung auf Dialektik

Michael Brie / Frigga Haug (Hg.)
Zwischen Klassenstaat und Selbstbefreiung
Zum Staatsverständnis von Rosa Luxemburg

Ein guter Sammelband zu Rosa Luxemburg, der allerdings ergänzungsbedürftig ist und zentrale Fragen nur ungenügend diskutiert.

Rezensiert von Philippe Kellermann

Der Kreis der Marxisten, der sich in der Reihe „Staatsverständnisse“ des *Nomos Verlags* versammelt, erweitert sich: Nach Marx, Poulantzas, Gramsci und Engels ist nun ein Band zu Rosa Luxemburg erschienen.

In sieben, jeweils recht umfangreichen Aufsätzen, wird sich der Ikone einer alternativen Sozialismusvorstellung – dem Aushängeschild des radikalen, aber freundlichen Sozialismus – genähert.

Warum Luxemburg?

Es sei, wie die HerausgeberInnen in der Einleitung erläutern, nicht ihre Staatstheorie als solche – sie habe „keine Theorie des Staates ausgearbeitet“, habe vielmehr „jene vor allem durch Friedrich Engels und später Karl Kautsky entwickelten Grundlagen für ausreichend gehalten“ (S. 10) –, sondern ihr „dialektischer Standpunkt, ihre parteiliche Schärfe und ihre Beweglichkeit“, die es lohnenswert machen, „sie als Staatstheoretikerin ernst zu nehmen und von ihr zu lernen“ (S. 9). Im Fokus steht folgendes:

> *„Rosa Luxemburgs Beitrag zur Geschichte des politischen Denkens und damit auch des Denkens über den Staat beginnt dort, wo sie die linke sozialdemokratische Praxis ihrer Zeit reflektiert und in die damit verbundenen strategischen Debatten eingreift. Ihr ganzes Werk und Wirken durchzieht eine einzige Frage: Wie können sich die Arbeiter, Frauen und Männer, wie kann sich die große Mehrheit des Volkes zu jenen historischen Aktionen befähigen, durch sie endlich ihre eigenen Geschicke in die eigenen Hände nehmen können. Das Ziel sozialistischer Politik waren für sie weder irgendwelche Eigentumsverhältnisse oder Staatsformen an sich, sondern ausschließlich in ihrer Bedeutung dafür, wie sie politische, wirtschaftliche, soziale, kulturelle Selbstorganisation und Selbstverwaltung ermöglichen.“ (S. 10)*

Inhalt

Behandelt werden „Rosa Luxemburgs Staatsverständnis in der marxistischen Tradition der II. Internationale“ (Ottokar Luban), „Der Fall Millerand – Regierungsbeteiligung der Sozialisten als Testfall marxistischer Staatstheorie“ (Michael Brie), „Zwischen betrieblichen Kämpfen und Staat“ (Bernd Röttger), „Soziales Lernen und politische Macht“ (Lutz Brangsch), die Debatte über die Rolle der Nation bei Luxemburg, Lenin und dem Austromarxisten Otto Bauer (Walter Baier), sowie „Ökonomie und Politik im Denken Rosa Luxemburgs“ (Michael Krätke) und „Rosa Luxemburg und der Weg, der zu Gramsci führt und über ihn hinaus“ (Frigga Haug).

Alles in allem sind die Beiträge interessant und informativ, der Band somit mit Gewinn zu lesen. Werden dabei die grundsätzlichen Aspekte des Luxemburg’schen Denkens nachvollziehbar dargestellt und diskutiert, liegt die Schwäche deutlich in der historischen Kontextualisierung. Am deutlichsten zeigt sich dies gleich im ersten Beitrag von Ottokar Luban über „Rosa Luxemburgs Staatsverständnis in der marxistischen Tradition der II. Internationale“. Erkennbar darum bemüht, Luxemburg als Vertreterin der Marxismus und damit gleichsam als Repräsentantin der Linken zu profilieren, werden Personen und Gruppen links von Luxemburg gar nicht erst erwähnt. So heißt es: „Gegen die marxistische Ausrichtung der SPD machten sich Ende der 1890er Jahre in der deutschen Sozialdemokratie verstärkt revisionistische Bestrebungen bemerkbar.“ (S. 22) – Gegen die sich Luxemburg als Linke

natürlich gewandt hat. Unerwähnt bleibt die sich zur selben Zeit konstituierende und radikalere Opposition innerhalb der Partei, die als die „Jungen“ in die Geschichtsschreibung eingegangen sind, und die mit ihrer Skepsis gegenüber der zunehmenden Verbürgerlichung der Partei durch den Parlamentarismus sich die heftige Kritik von Bebel und Engels zuzogen. Und viele dieser „Jungen“ haben sich auch als MarxistInnen verstanden!

Ähnlich problematisch eine andere Stelle, an der es heißt: „Als Rosa Luxemburg aufgrund ihrer 1906 gemachten Erfahrungen in den revolutionären Kämpfen im polnischen Teil Russlands für einen offensiven Klassenkampf unter Anwendung des Massenstreiks eintrat, erfuhr sie von den Parteiführern um Bebel keine Zustimmung, sondern nur Zurückweisung.“ (S. 24) Luban unterlässt jede auch nur grobe Skizzierung der damaligen Positionen. So erfährt man auch nichts von Raphael Friedbergs Thesen zum revolutionären Generalstreik, deren zunehmenden Einfluss mit ein Auslöser für die Massenstreikdebatte war und in deren Verlauf Luxemburg sehr deutlich gegen den Anarchismus polemisierte, der mit Bezug auf die russische Revolution von 1905 kurzerhand zum „ideologische[n] Aushängeschild des konterrevolutionären Lumpenproletariats“ erklärt wird (Luxemburg 1906: S. 91). Nicht zufällig wurde Friedeberg dann auch aus der SPD ausgeschlossen, während Luxemburg bei aller „Zurückweisung“ solche Befürchtungen nicht hegen musste, übte sie ihre Kritik doch „ständig nur innerhalb der Parteischranken“ (Pannekoek zit. n. Brendel 2001: S. 137). Bei solcherart vereinseitigter Darstellung, bei der immer wieder Luxemburg, ReformistInnen und BlanquistInnen gegenübergestellt werden, ist es natürlich ein halbwegs Leichtes, Luxemburg als die dialektisch-kluge, radikale Realpolitikerin in Szene zu setzen.

Manchmal hält der Band auch den einen oder anderen Moment zum Schmunzeln bereit. So erwähnt Michael Krätke in seinem übrigens sehr lesenswerten Aufsatz:

> *„Nicht nur für Russland galt, was Trotzki 1906 behauptete: ‚Der Kapitalismus erscheint als ein Kind des Staates.' Luxemburg sah das ebenso und betonte die forcierte Förderung des Kapitalismus in Russland – unter der Fuchtel des zaristischen Regimes. Russland war aber kein Einzel- oder Ausnahmefall. Im Gegenteil. Gewalt, organisierte staatliche Gewalt spielte seit jeher eine zentrale Rolle in der Geschichte des modernen Kapitalismus. Ohne die politische Gewalt als ‚Vehikel des ökonomischen Prozesses' (Luxemburg), ohne die politisch wie militärisch betriebene und abgesicherte Markteroberung, die fortgesetzte kapitalistische Landnahme als eine notwendige Seite des historischen Gesamtprozesses der Akkumulation, war diese Geschichte nicht zu begreifen." (S. 192)*

Man erinnert sich dunkel an Friedrich Engels, der im Gestus des großen Wissenschaftlers die anarchistischen Kinderkrankheiten zurechtwies, indem er Bakunin vorwerfen zu können meinte, dass es die „Hauptsache" in der Theorie Bakunins sei,

> *„daß er nicht das Kapital, d.h. den durch die gesellschaftliche Entwicklung entstandenen Klassengegensatz von Kapitalisten und Lohnarbeitern für das zu beseitigende Hauptübel ansieht, sondern den Staat. Während die große Masse der sozialdemokratischen Arbeiter mit uns der Ansicht sind, daß die Staatsmacht weiter nichts ist als die Organisation, welche sich die herrschenden Klassen – Grundbesitzer und Kapitalisten – gegeben haben, um ihre gesellschaftlichen Vorrechte zu schützen, behauptet Bakunin, der Staat habe das Kapital geschaffen, der Kapitalist habe sein Kapital bloß von der Gnade des Staats." (Engels 1872: S. 388; Hervorh. i. O.)*

Fazit

Dass der Anarchismus keine ernsthafte Erwähnung findet ist zwar nicht unbedingt erstaunlich, aber dennoch ärgerlich. Dies zum Einen, weil Luxemburg immer wieder gegen den Anarchismus polemisierte; und zum Anderen, weil, wenn er denn mal wie bei Haug Erwähnung findet, im Vorbeigehen als „utopistische und anarchistische abstrakte Negation" (S. 208) in den Mülleimer für dümmliche Theorien geschmissen wird. Freilich wird erst gar nicht erläutert, was man denn unter dieser „abstrakten Negation" genauer zu verstehen hat. Schließlich gilt es darauf hinzuweisen, dass die Kernfragen,

die sich aus den Positionen Luxemburgs ergeben, zum Beispiel das Verbinden von Parteiform und Parlamentarismus mit der Selbstorganisation der Klasse, das Festhalten am Konzept der Eroberung des Staates bei gleichzeitigem Pochen auf die Selbstbestimmung der Menschen, sich meines Erachtens ernsthaft fundiert nur in Abgrenzung zum anarchistischen Denken diskutieren lassen. Erst wenn Stärken und Schwächen der sozialistischen Bewegung(en) in ihrer ganzen Breite mit in die Darstellung einbezogen werden, sind wirkliche Erkenntnisse für Geschichte und Gegenwart zu erwarten. In diesem Sinne sollte die Bemerkung Walter Baiers über das „bemerkenswert[e] und reichhaltig[e] (…) geistige Erbe“ der Linken (S. 168) aufgegriffen und verallgemeinert werden. Voraussetzung dafür aber ist es, dass man die Arroganz vermeintlicher geschulter DialektikerInnen ablegt, wie sie eindrucksvoll Haug in ihrem Beitrag unter Beweis stellt, wenn sie kurzerhand erklärt:

> *„Gewohnt, in einfachen Gegenüberstellungen von Gut und Böse, Freund und Feind zu denken, entgehen dem Alltagsverstand die dialektischen Nuancierungen, die aber grundlegend sind für Luxemburgs Marxismus und ihre Geschichtsauffassung bestimmen.“ (S. 212)*

Man hätte hoffen können, die HeldInnen in der Handhabung der Wunderwaffe Dialektik würden sich, durch die letzten hundertfünfzig Jahre sozialistischer Geschichte belehrt, zumindest ein wenig mehr Zurückhaltung auferlegen. Aber ein gewisse Wiederkehr des schon immer alles besserwissenden Marxismus scheint im Gefolge der aktuellen Krisenprozesse sowieso konstatierbar zu sein. Schade eigentlich.

Zusätzlich verwendete Literatur

Cajo Brendel 2001: Anton Pannekoek. Denker der Revolution. Freiburg: ca ira Verlag.

Friedrich Engels 1872: An Theodor Cuno, in: MEW. Band 33. Berlin: Dietz Verlag, 1965. S. 388-392.

Rosa Luxemburg 1906: Massenstreik, Partei und Gewerkschaften, in: dies. Schriften zur Theorie der Spontaneität. Reinbek: Rowohlt Verlag, 1970. S. 89-161.

Michael Brie / Frigga Haug (Hg.) 2011:
Zwischen Klassenstaat und Selbstbefreiung. Zum Staatsverständnis von Rosa Luxemburg.
Nomos Verlag, Baden-Baden.
ISBN: 978-3832941482.
242 Seiten. 29,00 Euro.

Zitathinweis: Philippe Kellermann: Der Staat bei Luxemburg und die Hoffnung auf Dialektik. Erschienen in: . URL: https://kritisch-lesen.de/s/t76XK.

Lizenzhinweise

Copyright © 2010 - 2024 kritisch-lesen.de Redaktion - Einige Rechte vorbehalten

Die Inhalte dieser Website bzw. Dokuments stehen unter der Creative Commons Namensnennung-NichtKommerziell-KeineBearbeitung 3.0 Deutschland Lizenz. Über diese Lizenz hinausgehende Erlaubnisse können Sie über unsere Kontaktseite erhalten.

Sämtliche Bilder sind, soweit nicht anders angegeben, von dieser Lizenzierung ausgeschlossen! Dies betrifft insbesondere die Abbildungen der Bücher und die Ausgabenbilder.